

Nekr  
F  
107

Nekr F 107

S. FISCHER  
ZUM GEDÄCHTNIS



DIE NEUE RUNDSCHAU  
SONDERDRUCK AUS DEM DEZEMBERHEFT

1934







S. FISCHER

U nmöglich in diesem Augenblick die Bedeutung S. Fischers für das geschlossene Werden einer großen deutschen Literaturepoche zu würdigen, einer unauslöschlichen, nordisch betonten, die, außer mit ihren deutschen Trägern, mit den Namen Ibsen, Björnson, Garborg, Hamsun und anderen verbunden ist.

Der entschiedenste Förderer dieser Epoche ist nicht mehr.

Er hat, ohne sich durch den Gedanken an das bloß buchhändlerische Geschäft aus dem Rahmen literarischen Ernstes und ernster Literatur herauslocken zu lassen, seinen Verlag mit unendlicher Liebe aufgebaut, und dieser wurde für viele echte Werke deutschen Geistes, von Thomas Mann bis zu Hermann Stehr, die Heimstätte.

An diesem Orte das auszusprechen, ist freilich nicht mehr als Eulen nach Athen tragen. Was mich betrifft, so verliere ich in S. Fischer einen allezeit tief und treu verbundenen, zuverlässigen Freund, der aus dem Werden und Wachsen meines Lebens nicht hinwegzudenken ist.

Er ist nun dort, wo es weder Völker noch Parteien, weder eine innere noch eine äußere babylonische Sprachverwirrung gibt, in einem Reich, in das wir ihm einst alle, ohne Ausnahme, nachfolgen.

Am 15. Okt. 1934

Gerhart Hauptmann

*G 1973, 1700  
Golo Mann / Helmholtz*



## ZUEIGNUNG

Dieses Heft zeigt am Anfang, zum erstenmal in dieser Zeitschrift, das Bild von S. Fischer, und Gedenken an ihn, der nun fünfundsiebzigjährig sein Angesicht hinwegnahm, füllt die folgenden Seiten. Damit wird keine Verpflichtung erfüllt, sondern eine Andacht verrichtet. Darüber hinaus fühlen wir Lebenden demütig, daß wir ein Erbe weitertragen, dessen Gestalt jederzeit neu sein muß.

Die Neue Rundschau verdankt S. Fischer ihr Dasein und ihr Sosein in jeder Beziehung. Solche Worte, über ein Grab hingesprochen, haben leicht etwas Unsachliches, jedoch nicht dieses Mal: der Sachverhalt ist stets darzutun. Der bündigste Beweis ist die organische Entfaltung der Zeitschrift zu einer einmaligen, nicht wiederholbaren Erscheinung.

Sie wurde 1890 von ihm und Otto Brahm als „Freie Bühne für modernes Leben“ gegründet. Ihre kleinen grünen Hefte erschienen wöchentlich, und in ihnen wurde der Kampf für die moderne Richtung in Kunst und Leben geführt. Damals hieß die neue Anschauung Naturalismus. Aber nicht die Verbindung mit einer Zeitströmung war beabsichtigt, sondern die Verbindung mit der Gegenwart, wo immer sie in Bewegung ist, lebendig und echt, von individuellem und kernigem Geiste bewährt. Das bedeutete von vornherein, daß die Gebiete des geistigen Lebens, soweit das Drängen der Gegenwart die Kümmerlichkeit eines Epigonentums sprengte, Felder dieser Zeitschrift wurden. Geistiges Leben aber ist zu keiner Zeit eine allgemeine Erscheinung, sondern eine Form von einigen Menschen: der Persönlichkeiten. Es sind Männer mit Namen oder solche, die sich später Namen machten, welche schon die Inhaltsverzeichnisse der Wochenschrift zieren. Man sagt also nichts Falsches, wenn man feststellt, daß diese Zeitschrift nicht für eine Bewegung, eine Schule oder dergleichen gegründet wurde, sondern für die schöpferischen oder besser noch für die

künstlerischen Individualitäten der Gegenwart, für Künstler also (auf allen Gebieten der Kultur) und nicht für die Kunst, für Gemeinden und nicht für das Publikum. Damit war eine spezifisch deutsche Form der Zeitschrift gefunden, da in Deutschland die Produktion nicht von einer Tradition getragen wird, sondern jeweils in Persönlichkeiten aufbricht; und darin liegt auch das Geheimnis der beständigen Erneuerung der Zeitschrift und ihrer reichen, zeitweilig fast unbeschränkten Möglichkeiten.

Otto Brahm zeichnete schon für den zweiten Jahrgang der Wochenschrift nicht mehr durchweg als Redakteur; von da ab wechselt die Redaktion in den nächsten drei Jahren ziemlich kurzfristig, bis sie im Frühjahr 1894 von Oscar Bie übernommen wird. In der Zwischenzeit hatte sie sich zu der Monatsschrift „Freie Bühne für den Entwicklungskampf der Zeit“ (1892) und zu der „Neuen Deutschen Rundschau“ (1894) entwickelt. Ihre Wandlungen bedeuteten äußerlich gesehen nur eine Entfaltung ihrer Anlagen, auf die Illusion, auf den Geist gesehen nur eine Läuterung.

S. Fischer hatte ein sehr einfaches Verhältnis zu seiner Zeitschrift: er war ihr erster und ihr bester Leser. Und ihr anspruchsvollster Leser. Er stellte seine Anforderungen an die Zeitschrift als ihr Leser: es sollte alles in ihr vorkommen, was ihn interessierte, in einer Form dargeboten, die ihm Genuß bereiten konnte. Diese Forderung stellte er nicht ein für allemal, sondern bei jedem Heft neu und zweimal bei jedem Heft: zuerst bei dem Entwurf, den er prüfte, und dann wenn das Heft erschienen war und er es zum zweitenmal las. Nicht selten wechselte das Urteil von einemmal zum anderen und auch die Anforderung von einem Heft zum anderen. Kaum je wohl hat ihm ein Heft genügt. Aber er war glücklich, wenn ihn aus einem Beitrag Geist und Gemüt eines Menschen offen ansprachen. Letzten Endes war es immer das, was er in den Beiträgen suchte: Begegnungen mit Menschen; sie mußten ihm nicht verwandt sein, aber menschlich echt und geistig frei und womöglich mit einem Zeichen an der Stirn.

Nun wachen seine hellen entschiedenen Augen nicht mehr über die Hefte dieser Zeitschrift. Aber als ihr Gewissen wird er in ihr leben eh und je.

PETER SUHRKAMP

## OSKAR LOERKE

### WORTE, GESPROCHEN AM SARGE S. FISCHERS

**S** Fischer ist in die Leidlosigkeit heimgekehrt, und uns ist damit ein Leid getan.

Aber dieser Vorraum der gewaltigen und gütigen Stille ist nicht der Ort, um mit Klagen einem Werke von Weltruf nachzugehen, in dem das heilige Arbeitsfeuer seines Schöpfers fortbrennt, als schüre und hüte er es noch selber, ganz wie in den achtundvierzig Jahren des Werkaufbaus und der Ausbreitung. Es ist auf einen Grund gegründet, der nicht weichen kann. Denn S. Fischer diente dem Urauftrag aller vom Schicksal gewürdigten Menschen: teilzunehmen an Sinn und Seele der Erde, — einem einfachen Auftrag und dennoch einer Aufgabe ohne Anfang und Ende und ohne Schranken.

Früh zu seinem Segen wurde ihm offenbar, daß teilnehmen zu dürfen an den Feiern, Zweifeln und Schmerzen des Geistes kein Geschenk ist, sondern nur die Mitgift ungezählter Mühen und willig dargebrachter Tag- und Nachtwachen. Und so fand er früh statt des allen und niemand gehörigen Anfangs bei bloß schwärmerischer Lust der Jugend den ihm allein bestimmten festen Beginn durch die Tat, so begegnete er statt einem Ende vielen Vollendungen, so setzte er dem Schrankenlosen die unsichtbaren, doch deutlichen und tapferen Weisungen und Warnungen seines Gefühls zur Grenze.

Daß er kommende Dinge in der Dichtung vorausspürte, war keine gewitzte und geübte Klugheit, es war das unbefangene Wissen aus verborgenem Ursprung, das auf den Frühlings- und Herbstzügen den Vogel trägt und führt. Und wenn er Worte für dieses Wissen suchte, so nahm er zuerst oft die nächsten, bescheidensten, dem allgemeinen Gebrauch willkommenen, die das Innerste seiner Empfindung noch nicht zu rauh und scharf berührten, es gleichsam noch eine Weile in mütterlicher Hut weiterreifen ließen. Nur der von keinem anspruchsvollen Schall geschmückte und gestörte Drang, das Rechte zu wirken, sammelte sich alsbald, prüfte die Stärke seines Atems, verweilte im frei vorausschauenden Blick der Augen, zog sich wiederum zurück in die raunenden Eingebungen der Ahnung. Zuweilen beschämte er zwar die Meister der gesetzten Rede durch einen einzigen knappen Satz, doch sein Ehrgeiz war nie ein falscher Wetteifer mit den Künstlerkameraden, sondern der Eifer für sie. Der Kampf um

das Gültige richtete seine Gedanken auf, und die Verehrung schlichtete seinen schönen Streit dafür.

Und unterdessen wuchs die Burg, die er den Schildgenossen baute. Er errichtete eine Heimstatt den Heimlosen von je, — den scheinbar angegriffenen Neuerern, den lange befremdenden Kündern vormals unerkannter Seelenwirklichkeit, den Mehrern des köstlichen Überflusses, den rein Strebenden und allzu leicht Übersehenen, allen, die über Schwäche und Fehlbarkeit hinaus den Funken weitergeben, damit das Licht der Menschlichkeit unter uns nicht auslösche. Ein Haus für die Verbannten, *Domum exulibus*, so drückte es der edle, große Helferfreund Fischers einst aus, Moritz Heimann, der ihm vor neun Jahren hierher vorausgegangen ist.

Gewiß bedeutet es ein Glück, ein solches Schutzhaus aufzurichten. Aber die hohe Leistung S. Fischers war, dem Anruf dieses Glückes standzuhalten und es in „schwerer Dienste täglicher Bewahrung“ zum Berufe zu machen. Fragte der Glücksgenius denn in jenen achtziger Jahren des vorigen Jahrhunderts nicht nach vielen neben ihm? Hatten nicht viele neben ihm die armen Hilfsmittel, um ihn bei sich wohnen zu lassen? War nicht auch für andere die damals öffentlich angesehene deutsche Dichtkunst schon welk und müde geworden? War es nur ihm nicht verwehrt, mächtige Wegbereiter und Bundesgenossen herüberzuholen aus den skandinavischen, den östlichen und westlichen Nachbarländern, damit sie unseren Lebensboden erfrischten? Wartete, was in Deutschland saftjung und genievoll erblühte, auf ihn allein, damit er es ernte?

Mehr noch als die Tatsache, daß er der ursprünglichen und schöpferischen Geister so viele, wie sein Dämon gestattete, bei sich aufnahm, mehr noch sagt es für S. Fischer aus, daß er den Zauber wußte, die mit ihnen errichtete innere Ordnung nicht veralten zu lassen. Sehen wir nur um uns: Zum Abschied heute geleiten ihn die Getreuen, die zwei Menschenalter mit ihm gewandert sind neben anderen von jüngst; und ins Unbekannte mögen ihn die Getreuen weitergeleiten, die in seiner Freundschaft gestorben sind, begleiten zu seinem Sohne in diesen Gefilden, dem verewigten Jüngling. Der Tod ist ja die mildeste Form des Lebens, — Du, Gerhart Hauptmann, hast es uns gelehrt, und wir glauben Dir, glauben gern gerade vor diesem unseren nun Verklärten.

Er machte sich die früheren trüberen Formen des Daseins schwer, weil ihm oblag, das von Natur Unsichere zu sichern. Sein Wertgefühl durfte

ihn nicht täuschen, wollte er sich in seiner den Pflegebefohlenen zu Nutz gepflegten bürgerlichen Erwartung nicht irren. Vielmals war das Abwägen des Verlegers der bewußte Entschluß, zu opfern, war die Genugtuung, sich einer leidenschaftlichen Überzeugung zuzuschwören. Er nahm dann oft genug ungewisse künftige Ehre für gewissen nahen Gewinn. Offenen, bannenden Auges gewährte er, was sonst das geschlossene Auge des Sehers erblickt: er sah die Verheißung als eingetroffene Gegenwart. Dies war ihm so natürlich, daß es gleich weit von Träumen wie von Rechnen blieb. Der Glaube hatte seinen Platz im genauen Haushalte des Alltags. Er förderte die Erkenntnis des Tüchtigen und wehrte das andrängende Geringe und Mittelbürtige ab. Er erzeugte im ganzen Verlagshause Fischer eine angespannte Gelassenheit. An seiner Seite, aufgenommen in seinen väterlichen Ernst, behorchten wir Mitarbeiter das Zusammenspiel aller von ihm betreuten Kräfte, lernten, wie er die leicht erschöpfbaren unterschied von den dauerhaften, staunten, wie geduldig und mit nie gesparter Energie er die tausend nüchternen Notwendigkeiten eines empfindlichen Arbeitsgefüges durchsann und wieder durchsann.

Dieser äußerlich unerregte Ablauf, wo wie bei der Fahrt eines wohlgesteuerten Gefährts, dessen Bau widerstandstark und dessen Gang nicht schütter ist, alle neuen Ziele erreichbar und alle alten wiedererreichbar scheinen – dieser Ablauf mag für Mitreisende und Zuschauer immer selbstverständlich gewesen sein. Dennoch, für den einen Mann war es anders. Er lebte in seiner Vision, die ohne stündliche Verwirklichung zur gespenstischen Bürde geworden wäre. Sehr viel Kühnheit und auch viel Qual, eingehegt in ein niemals ruhendes und niemals lärmendes Gewissen, waren der Preis, den sein Wesen ihm abforderte. Wir beugen uns vor der Persönlichkeit dieses Wesens, wie es unerschüttert im Zustrom anderer Wesenheiten stand, um mit ihnen zu ringen, ob er sie halten, ob er sie lassen sollte. Denn auch das war ihm aufgegeben rein von innen. Bloße Vernunft der Entscheidung war ihm nicht genug, sie hätte der Fülle und Vornehmheit ermangelt. Sein Urteil führte ihn nicht den glatten Weg nur zu diesem und jenem Erzähler oder Schauspieldichter von Rang oder entfernte ihn rasch von dem Gehaltlosen und Unechten, sondern es führte ihn den unbequemen und kehrenreichen Weg, entweder bis in den ruhig verantworteten Verzicht oder bis in die Dankbarkeit, die vertrauende Liebe und Ehrfurcht. Wenn er einen Bund schloß oder löste, so geschah es nicht

zuerst für die Welt, sondern für ihn selbst. Sein Amt war, zu sein, wie er war, in fünfundsechzigjähriger Treue. Wie er aber war, das kündigt laut vernehmlich die Geschichte.

Als seine Mitarbeiter sich am Morgen seines Todes an der Arbeitsstätte trafen, konnten sie, obwohl sie vorher hatten fürchten müssen, ihre plötzliche, nagende Vereinsamung nicht begreifen. Aber in die Wehmut mischte sich ein geheimnisvoll brennender Trost: sein Geist hatte auch in der Stunde des Erschreckens nicht aufgehört, zu sinnieren und zu sorgen wie immer. Wir wußten, er wird bleiben.

Er wird bei uns allen bleiben, bei seinen Anverwandten, den Erben seines Werks, den Freunden und Gefährten, den Helfern im Großen und im Kleinen und in vielen Trägern des guten Willens künftiger Geschlechter, denn diese hat er vorausverpflichtet mit seinem der um ihn sprießenden Unsterblichkeit zuschlagenden Herzen.

## MANFRED HAUSMANN

### *WORTE, GESPROCHEN AM SARGE S. FISCHERS*

**W**enn ich nicht glaubte, daß meine Worte im Grunde ja nicht von mir, sondern von einer Gruppe von Menschen, meinen Altersgenossen und Verlagskameraden nämlich, gesprochen werden, würde ich nicht den Mut haben, an diese Stelle zu treten und etwas zu sagen.

Es ist uns Jüngeren, die wir das Werden und Wachsen des S. Fischer-Verlages nicht von Anfang an miterlebt haben, sondern erst vor einigen Jahren hinzugestoßen sind, als alles schon groß und festgefügt dastand, es ist uns bei der persönlichen Berührung mit dem Manne, der nun unser Führer, Freund und väterlicher Berater werden sollte, seltsam genug ergangen. Viele – die meisten von Ihnen werden sich nicht recht vorstellen können, was sich da eigentlich ereignete. Für uns, die wir außerdem noch in der Provinz lebten, verband sich ja mit dem Namen S. Fischer zunächst einmal die Vorstellung eines Verlagshauses, eines literarischen Programms, einer geistigen Macht, einer strengen Gerechtigkeit und obersten Instanz, auf jeden Fall die Vorstellung von etwas vollständig Unpersönlichem.

Daß es auch einen Menschen aus Fleisch und Blut namens S. Fischer gab, blieb, wenn man es überhaupt wußte, fürs erste belanglos.

Aber dann kam nach mancherlei Hin und Her der Tag, an dem man sich vor einem kleinen, sehr klug aus seinen hellblauen Augen blickenden Herrn verneigte und zugeben mußte, daß S. Fischer nicht nur eine Institution, sondern, was einem wundersam genug vorkommen wollte, auch ein Mensch war. Das eigentlich Wundersame fing aber jetzt erst an. Ein Mensch, gewiß, aber, guter Gott, was für ein Mensch!

Ein solcher Mensch, daß man, wenn man mit ihm beisammen sein durfte, sei es geselligerweise, sei es allein in gesegneten Stunden, Verlag, literarisches Programm, strenge Gerechtigkeit, oberste Instanz und alles erst einmal beiseite ließ. Hier war ja etwas vollständig anderes, hier war ja viel mehr!

Wir sind in Zeitläuften aufgewachsen, die sich durch Ehrfurchtslosigkeit auszeichneten. Weder wollten noch konnten wir so recht von Herzen verehren. Menschen und Dinge schienen uns zu fragwürdig, als daß wir das Knie hätten beugen mögen. Zu allerinnerst waren wir vermutlich eine Art von Nihilisten. Darf ich in dieser Stunde gestehen – und immer noch glaube ich, nicht für mich allein zu sprechen – daß S. Fischer zu denen gehörte, die uns dann einfach durch ihr Menschentum, durch ihr bloßes Da-sein und So-sein dazu gebracht haben, wieder, ob wir wollten oder nicht, Ehrfurcht zu empfinden.

Ehrfurcht in erster Linie vor so viel Bescheidenheit und Zurückhaltung bei so viel wirklicher Weisheit. Ehrfurcht, um das mystische Hölderlinwort zu gebrauchen, vor der heiligen Nüchternheit seines Wesens. Ehrfurcht vor der leisen und zurückhaltenden Art, mit der er seine Gedanken darlegte. Ehrfurcht vor der Unbeirrbarkeit, die man auch Treue zu sich selbst nennen könnte. Ehrfurcht vor der bezaubernden Geistesanmut dieses alten Mannes. Ehrfurcht vor seinem in sich hinein Lächeln, in dem so viel Wissen um die Traurigkeit und Dunkelheit des Daseins war. Ehrfurcht vor seiner Hilflosigkeit allem Gemeinen gegenüber. Ehrfurcht vor seiner Vornehmheit, die ihm als das Selbstverständlichste von der Welt galt. Ehrfurcht vor seinen Träumen und Sehnsüchten, die ihn die Romantik lieben ließen. Ehrfurcht vor seiner mitleidvollen Güte gegen alles Schwache. Ehrfurcht vor der Weite und Aufgeschlossenheit seiner Seele. Und Ehrfurcht vor seinen sogenannten Fehlern, die ihn ja nur noch liebenswerter machten, als er schon war.

Es kommt mir selbst sehr merkwürdig vor, daß ich, der um vierzig Jahre Jüngere, so etwas auszusprechen wage. Aber ich hole mir Mut bei dem Gedanken, daß im rein Menschlichen ebenso wie im rein Künstle-  
rischen der Altersunterschied nichts zu bedeuten hat.

Mit dem Innewerden all dieser verehrungswürdigen Eigenschaften war man indessen noch nicht am Ende des Wundersamen. Jetzt erst, mit der Kenntnis oder doch mit der Ahnung des Menschen erst, empfand man auch die Größe, den Sinn und die schwebende Geschlossenheit seiner Schöpfung, des Verlages S. Fischer. Da gab es nichts Unpersönliches mehr. Wie hatte man jemals den Verlag als etwas Abstraktes empfinden können, wo doch nahezu jedes Buch und jeder Autor nichts anderes als den mehr oder minder vollkommenen Ausdruck einer Wesenseite von S. Fischer darstellte! Man könnte sich anheischig machen, aufzuzeigen, in welcher Dichtung er sein Mitleid, in welcher er sein Lächeln, in welcher er seine Ritterlichkeit, in welcher er seine Träume und in welcher er seine heilige Nüchternheit verkörpert sah. Nehmen Sie alle Werke des Verlages, und Sie haben nicht irgendeines, sondern des bestimmten Menschen S. Fischer Tapferkeiten, Tränen, Beglückungen und Verzagtheiten. Er hat nur Dichtungen an den Tag treten lassen, die er unmittelbar liebte. Und was bedeutet lieben bei einer Dichtung anderes, als in ihr einen Teil seines Selbst vermuten.

Wir wissen nicht, wo S. Fischer jetzt weilt. Niemand weiß das. Aber wir brauchen nur an die Dichtungen zu denken, die er wie träumende Sternbilder an seinem Himmel versammelt hat, dann ist er uns auf eine geheimnisvolle Weise so nahe, wie er uns nur irgend sein kann.

## HANS REISIGER

### *GRUSS, NICHT ABSCHIED*

**I**ndem ich dies schreibe, umgibt mich, wie seit Tagen, das wehe und innige  
Leuchten des Spätherbstes im Tiroler Hochgebirg. Die letzten Blumen am  
Gartenrand, das Licht der vergilbenden Lärchen im Schwarz des Nadelwaldes,  
das reine Weiß der schon verschneiten Gipfel — alles steht mit still ergreifen-  
der Deutlichkeit unter einem Blau, das intensiver ist als das des Sommers,  
aber doch durchscheinender gegen das Dunkel, das die Erde umschließt.

Der Dahingeshiedene, dessen ich seit all diesen Tagen gedenke, war mit inniger Liebe den inmitten des Dunkels aufleuchtenden Erscheinungen der Welt und ihrer Schönheit zugewandt; aber er war sich zugleich und allezeit, mit wehem und großem Gefühl, dieses Dunkels, dieses ewigen Rätsels der Unendlichkeit bewußt, das uns umgibt.

Man mag die Menschen betrachten und beurteilen nach ihrer tätigen Leistung auf Erden; und was der Dahingeshiedene als großer Erkenner, Förderer und Vermittler geistiger Güter für Deutschland und die ganze Welt vollbracht hat, ist in diesen Tagen allenthalben aufs neue gewürdigt worden. Aber es sei dem Freund, der den Älteren wie einen zweiten Vater liebte, erlaubt, den Blick auf ein Anderes zu lenken – auf jenes Andere und Wesentlichere, das dem Menschen verbleibt, auch wenn er, wie Franziskus, das Kleid seines Berufes und Standes abtut und in eine Gottesunmittelbarkeit eingeht, darin er ist, wie er von der Mutter kam und wie er sein wird am Jüngsten Tag.

Niemand hätte bereitwilliger und tiefer empfunden, was ich anzudeuten versuche, als der Dahingeshiedene selbst; denn sein innerstes Wesen – hinter aller Bewegtheit von Energie, Klugheit, Führerkraft – war eine kindliche Herzensreinheit und tiefe Demut, die, weit davon entfernt, eine „christliche Schwäche“ zu sein, vielmehr die beste Fähigkeit der Menschenseele ist und das Adelszeichen derer, die über das Gewohnte hinauszudenken vermögen und deren Geist der Verwunderung zustrebt, dem Stauen über das Daseinsrätsel, das der Urgrund der Religion ist.

Man kann die Menschen danach scheiden, ob sie unfähig sind zu solcher hohen Verwunderung oder ob sie ihnen ein Lebenselement ist. Alle Hoffnung auf eine wahre Sittlichkeit und Humanität liegt bei denjenigen der zweiten Art. Wer sich des großen Gottesdunkels bewußt ist, kann nicht schänden und fälschen was in Gottes Licht steht. Dies ist der Quell, aus dem die tiefe Güte und Menschlichkeit des Dahingegangenen entsprang und zugleich die Sicherheit, mit der er das Echte vom Unechten, das Gültige vom Ungültigen unterschied – der Quell also auch seiner Herbheit und Strenge – der Quell aber vor allem seiner inneren Freiheit und Heiterkeit. Man hatte bei diesem im tätigen Leben so bedeutenden und vielbeanspruchten Manne niemals das Gefühl, daß er von seinem beruflichen Wirken aufgesogen sei. Auch in schweren und sorgenvollen Zeiten blieb immer ein Kindhaftes, unmittelbar dem Dasein Zugewandtes in ihm frei

und glänzte sogleich auf in jedem Gespräch, das an Ewiges rührte, oder bei jedem Gang durch die Natur. Er liebte die Sterne; und sein schönes reines Auge hatte den Blick, der gewöhnt ist, fragend hinauf- und hinauszuschauen.

Solche innerlich freie Heiterkeit ist kein harmloses Jubilieren, sondern ist mit Weh verschwistert. Mit zweierlei Weh. Mit demjenigen, das wir das Weltweh nennen, das zugleich erhöhend ist, und dem dumpferen und bittereren Weh um eigene Unzulänglichkeit und die Unzulänglichkeit der Menschen. Die Schatten solchen Wehs lagen oft schwer über dem Verewigten. Er war, wie alle Menschenkinder, nicht dagegen gefeit, auch gegen das Gute und Hohe in sich selber zu fehlen; aber er litt tiefer und verantwortungsvoller darunter als die meisten Menschen. Und er war nicht gefeit gegen zeitweilige Verdüsterung durch einen hoffnungslosen Pessimismus angesichts des Treibens auf Erden. Noch in seiner letzten Lebenszeit wurde ihm sinnlose Bitternis nicht erspart, die ihn mehr als einmal weinen machte in der Stille – erschütternd zu denken für den, der weiß, wie er lachen konnte, kindlich hingegeben, aus innerstem Humor heraus, am herzlichsten immer über das Harmloseste – schroff und unzugänglich sogleich gegen das leiseste Zweideutige oder Unschöne, gegen das seine Herzensreinheit die Gestalt richterlicher Strenge annahm. – Ach, wir hatten einen ganzen Schatz von Erinnerungen an prächtige Lachgeschichten aus den dreiundzwanzig Jahren unserer Freundschaft, allerlei höchstpersönliche Allotria – so etwa die beliebte Improvisation, bei der wir „Exzellenz und Baron“ und „gute, alte Zeit“ spielten und beim Glase Rotwein von „unserem Bismarck“ redeten und wie herrlich doch damals alles gewesen sei; oder als alte Tirolerbauern ausgedehnte Zwiesprache führten mit nichts als „Wohl, wohl“ und „Sell nit“ und dergleichen Urwüchsigkeiten, bis Frau Hedwig dem allzu blühenden Unsinn mahnend Halt gebot; oder die Begegnung auf der Station Brenner, wo wir – sein damals zwölfjähriges Töchterchen Brigitte und ich – dem aus dem warmen Süden über die noch winterliche Paßhöhe Zurückkehrenden einen zwei Meter langen Eiszapfen feierlich an den Zug schleppten als „Ricordo del Brennero“ – und viel solchen Stegreifunfugs mehr. Die Augenblicke harmlos herzlichen Humors sind vielleicht die liebenswertesten Nachbilder, die wir von dieser Erde mit hinübernehmen.

Die rechte Fröhlichkeit und die rechte Reinheit und Demut des Herzens erblüht im Bewußtsein des Dunkels, das uns umgibt, und im Vertrauen

auf die Schöpfermacht, die unser Sein hier auf kleiner Erde inmitten dieses Dunkels aufleuchten läßt nach unerforschlichem Plan. Je mehr die Seele die Kraft der Verwunderung erlernt, um so freier und heiterer wird sie. Das Unbegreifliche ist nicht Schrecknis, sondern Befreiung und Befriedung. Dem Dahingegangenen war, trotz allem Erdenweh, dieses Wissen vertraut. Das war sein tiefstes Wesen. Auch ihm sind die Worte des großen Staunenden und Vertrauenden gesprochen, dessen Gesänge ich unter seinem Zeichen und zu seiner Freude in deutscher Sprache vermitteln durfte, die Worte Walt Whitmans an die „Nacht“:

„Warum sollt ich mich fürchten, mich dir anzuvertrauen?  
Ich fürchte mich nicht, du hast mich wohlbehalten hervorgebracht,  
Ich liebe den reichen strömenden Tag, aber ich verlasse nicht die,  
in der ich so lange lag;  
Ich weiß nicht, wie ich aus dir kam, und weiß nicht, wohin ich  
mit dir gehe, aber ich weiß, ich kam wohlbehalten und  
werde wohlbehalten gehn.“

Gruß, nicht Abschied!

Seefeld in Tirol, Allerheiligen 1934.

## HERMANN HESSE

### ERINNERUNG AN S. FISCHER

Im Lauf von dreißig Jahren habe ich S. Fischer als Verleger kennengelernt, und mit der Erfahrung wuchs meine Achtung für ihn, und aus der Achtung wurde mit den Jahren eine bewährte und herzliche Zuneigung.

Der Verkehr zwischen uns begann in meiner Basler Zeit, während ich an meinem ersten Roman schrieb. Jemand hatte Fischer mein kleines Basler Buch, den „Hermann Lauscher“, gezeigt. Er las ihn und forderte mich in einer kurzen Mitteilung auf, ihm gelegentlich eine neue Arbeit zur Prüfung vorzulegen. Ich war ein unbekannter junger Autor, und so gefiel es mir sehr, daß diesem angesehenen Verleger etwas von mir in die Hände geraten war und ihm Lust gemacht hatte, es mit mir zu versuchen. Er mußte eine Weile warten, dann konnte ich ihm den „Peter Camenzind“

vorlegen und da dies erste Buch von mir, das bei Fischer erschien, für mich und ihn ein Erfolg wurde, war es uns beiden leicht gemacht, miteinander zufrieden zu sein. Mit den Jahren lernte ich aber auch Fischers Verantwortungsgefühl für diejenigen seiner Autoren kennen, denen der materielle Erfolg spärlicher zufiel; namentlich habe ich mehrmals eingehend mit ihm über Emil Strauß gesprochen, und fand ihn bekümmert und sehr ernsthaft um das Finden der Ursachen bemüht, aus welchen ein so bedeutender und von der Kritik voll anerkannter Autor die Popularität nicht fand, die er nach unserer Meinung verdiente. Auch über andere Autoren, deren ich ihm einige zuführte oder empfahl, hörte ich seine vorsichtigen, stets um Gerechtigkeit bemühten Urteile gern. Nicht immer war ich damals seiner Meinung und nicht immer mit ihm zufrieden, oft schien er mir meinen jeweiligen Auffassungen und Vorlieben allzu kühl gegenüberzustehen, schien mir allzu schwer zum Enthusiasmus zu verführen. Es schien zuweilen zwischen ihm und mir ein größerer Altersunterschied als der der Jahre zu bestehen. Allmählich aber lief auch ich mir einige Hörner ab, und bekam über meine persönlichen Wünsche hinaus ein Verständnis für die Funktion des Verlegers. Und ich sah, daß Fischer von seinem Verlag, dem bestehenden wie dem werdenden, eine bestimmte Vorstellung hatte, der er mit dem Gefühl hoher Verpflichtung, aber auch mit wachem Instinkt folgte. Ich lernte mit der Zeit auch andere Verleger kennen, von welchen der eine oder andre mir für eine Weile gefiel oder imponierte, aber ich habe es nie bereut, bei Fischer geblieben zu sein. Man konnte ihn nicht zu guter Stunde bei einem Glas Wein zu kühnen Plänen verführen, wie das etwa mit Albert Langen und etwa auch mit Georg Müller möglich war. Aber im Verkehr mit Fischer war eine Stetigkeit und Zuverlässigkeit, die ich bei keinem andern fand. In geschäftlichen Fragen habe ich ihn wenig behelligt und nur wenige vorübergehende Verstimmungen zwischen uns erlebt. Und in manchen wichtigen Dingen, deren Wichtigkeit ich erst im Vergleich mit der Art ihrer Behandlung bei manchem anderen Verlag erkannte, war Fischers Verlag von einer vorbildlichen, niemals enttäuschenden Zuverlässigkeit. Besonders dankbar war ich immer für die Sorgfalt und Wachsamkeit, mit welcher der Verlag die Texte behandelte: war ein neues Buch oder ein Neudruck im Satz, so wurden nicht nur meine Angaben und Korrekturen aufs genaueste respektiert, sondern ich wurde auch wegen jedes strittigen Wortes oder Satzzeichens eingehend befragt. Obwohl ich niemals das Fischersche Verlags-

haus in Berlin betreten habe, kann ich bezeugen: es wurde in diesem Haus mit musterhafter Sauberkeit gearbeitet. Briefe, auf die man keine Antwort bekam oder die nicht genau gelesen wurden, Wartenmüssen auf kleine Auskünfte, Ärger wegen unverbindlicher und unpräziser Antworten, das alles gab es dort nicht.

Aus dem Vertrauens- und Achtungsverhältnis zwischen dem älteren Verleger und dem jungen Autor, aus der Zufriedenheit des Autors mit der guten Ordnung des Hauses, dem er sich anvertraut hatte, wurde mit Hilfe unserer nicht allzu häufigen persönlichen Begegnungen allmählich etwas wie eine Freundschaft, langsam nur entdeckte ich in dem geschätzten älteren Mann, der meine Geschäfte so gut führte und mir so manchen Kram abnahm, mit dem ich mich nicht selber befassen mochte, auch den lebenswerten Menschen, lernte seine wohltemperierte, doch eher zarte und mancher Beschattung erreichbare Natur näher kennen, und in den letzten Jahren erlebte ich noch manche Stunde, in der sein Gespräch und auch seine bloße Gegenwart mich erfreut und erwärmt hat. Rührend war mir in den späteren Jahren manchmal das freundliche und etwas schutzbedürftige Lächeln, mit dem er als Schwerhöriger auf das volle Verstehen einer Unterhaltung verzichtete, ein wenig melancholisch konnte dieses Lächeln sein, und enthielt doch zuweilen auch einen Anflug von Schelmerei, als wolle es andeuten, daß dies Sichzurückziehen des Schwerhörigen gelegentlich auch Entlastung und Zuflucht sein könne.

Mit diesem Lächeln bleibt mir Vater Fischer im Gedächtnis.

## OTTO FLAKE

*S. FISCHER*

Zwischen neunzehnhundert und dem Ausbruch des Krieges hatten wir in Deutschland, nicht zuletzt durch Fischers Wirken, eine Verlagskultur, die stimmungshaft unwittert war. Sie zog viele junge Leute an, die ein Stück Geld geerbt hatten und keine Lust verspürten, Beamte oder Techniker zu werden. Sie wußten anzugeben, was ihnen an dieser Tätigkeit gefiel, schöne Ausstattung, Einfälle haben, Autoren aufspüren, zweimal im Jahr die Spannung und das Bewußtsein einer rühmlichen Mission.

Sie wollten alle ein zweiter S. Fischer werden und machten gewöhnlich vorher ihren Doktor.

Die Anfänge S. Fischers waren anders. Man weiß wenig von den Gedanken, die den jungen Mann bewegten, der um die Mitte der achtziger Jahre nach Berlin kam und in einem Buchladen der Friedrichstadt Gehilfe, dann Teilhaber, dann Inhaber wurde. Es ist unwahrscheinlich, daß er vorerst sein Ziel höher steckte, als ein guter Sortimentler zu sein. Da er einen guten kaufmännischen Kopf hatte, hätte er vermutlich auch als Bankier seinen Platz ausgefüllt. Wenn ich ihn Jahrzehnte später durchs Zimmer gehen sah, dachte ich oft, er könne geradenwegs aus der City kommen, und es stände ihm gut, zum Wochenende auf seinen Landsitz einzuladen, denn er verstand es, gastfrei zu sein.

Nein, die Idee, der Verleger der Moderne zu werden, einer neuen Bewegung zum Sieg zu verhelfen, bewegte ihn am Anfang sicher nicht, aber er griff zu, als er durch die Gunst der Umstände in etwas hineinwuchs, das sich vorläufig noch nicht überblicken ließ. Auch viel später noch merkte jeder, der mit ihm verkehrte, bald, daß er ein Mann war, der sich vom Instinkt führen ließ und ihn zugleich nüchtern zu zügeln wußte. Er hatte ein tätiges Verhältnis zum Geist und, ohne daß es ein Widerspruch gewesen wäre, die Zurückhaltung des gebildeten Mannes, der sich nicht anmaßt, selbst das literarische Wetter zu machen, vielmehr aufmerksam anschaut, was da blüht und reift und auf den Markt gefahren wird.

Er machte es nicht wie der eine oder andere, der im Kontor die unvermeidlichen Autoren empfängt, dann in sein Auto steigt und einer Abendgesellschaftswelt entgegenstrebt, in der Konsul und vortragender Rat den Gastgeber am schönsten dünken, weil sie betitelt und beordert sind. Auch S. Fischer hatte seine Auffassung von Elite; er verstand darunter den inneren Rang, den Können oder Menschlichkeit verleihn. Er hätte zehnmal selber Konsul werden können, und sicher nicht nur von Panama; aber er war einer von denen, die nun aussterben: der vornehmste Frack schien ihm der zu sein, auf dem man gar nichts trägt.

Es gab Zeiten, wo man in seinem Haus allem begegnete, was in Deutschland und den nordischen Ländern einen Namen hatte. Die Einbeziehung der nordischen Literatur in das deutsche Geistesleben ist recht eigentlich sein Verdienst. Die Vermittlung französischen Geistesgutes gab er nach

einigen kurzen Versuchen am Anfang bewußt auf, und selbst die Russen schieden bald ebenfalls aus. Es sprach da eine starke Witterung für das, was verwandt ist, mit, und Beschränkung war sehr charakteristisch für sein Wesen. Sie hat ihn vor manchem Experiment bewahrt und zur Folge gehabt, daß sein Unternehmen die Erschütterungen der Zeit überstand.

Zweifel an sich selbst, Melancholie und Depression, resignierte Einsicht in das Stückwerk, das menschliche Leistung heißt – das alles war ihm zur Genüge bekannt, quälte ihn durch alle Jahre. Manch anderer hätte sich Druckereien, Geschäftshäuser, Papierfabriken angegliedert, der Gelegenheiten gab es mehr als eine, und diese Verlockung zur Ausdehnung, die imperialistischer Natur ist und zu jedem Aufstieg gehört, versuchte auch ihn. Er widerstand und tat wohl daran. Aber wer widersteht, weiß nie, ob er der richtigen Stimme folgt.

Autoren sind kein leichter Umgang, schon menschlich nicht, geschweige denn geschäftlich. Jeder, der ein leidlich brauchbares Manuskript vorlegt, kann eine der Säulen sein, auf denen die Zukunft ruht. Aber man muß sie stützen, man muß viel Geduld, Glauben, Geld und Hilfe an sie wenden. Das ist die andere Seite des Verlegertums, eine ganze Welt von Irrtümern, Nervosität, Spannungen und gegenseitigen Enttäuschungen. Ich wollte, ich könnte mein eigener Autor sein, sagte er manchmal im Scherz, aber getauscht hätte er doch nicht.

Es gab keinen zäheren Arbeiter als ihn, der Tag um Tag noch bis zuletzt an seinem rührend einfachen, alten Schreibtisch saß und jedes Schraubchen in seinem Betriebe kannte, ein Selfmademan, der Schritt hielt und mit seinen höheren Zielen wuchs, ein Realist, der um die Tatsächlichkeit des Geistes wußte, mehr als Geschäftsmann: ein Verleger, der der Freund seiner Autoren war.

Ich glaube, das Imponierendste an ihm war, daß er das aus sich machte, was er geworden ist; daß sein Horizont in dem Maße sich erweiterte, wie er hinausgetragen wurde. Manchem, der bescheiden anfang, haftet sein Lebenlang etwas vom kleinen Manne an, und mancher mag der Meinung sein, daß es auf eins herauskomme, ob man Bücher oder Seife, Schuhe, sonst einen Gebrauchswert herstellen lasse – auf S. Fischer traf beides nicht zu; er wurde eine aufgeschlossene Persönlichkeit und gab, auch er, dem Antlitz des Verlegers Züge, die in dem des bloßen Geschäftsmannes, mag er auch ein erfolgreicher sein, doch fehlen.

## KURT HEUSER

### „SHIKAMO“

Als ich den alten Fischer zum ersten Male sah, hatte er gerade kurz vorher seinen siebenzigsten Geburtstag gefeiert. Ich brachte ihm meine verspäteten Glückwünsche aus Afrika mit. Dortzulande ist es üblich, daß ein junger Mann, der auf seinem Wege einem Patriarchen begegnet, diesen mit dem Worte „Shikamo“ anredet. Das heißt: „Ich umfasse deine Knie.“ Und der Alte, so will es der Brauch, antwortet dem Jüngling, dem er wohlgesinnt ist: „Marhaba.“ – Das ist eine arabische Formel, welche bedeutet: „Es sei dir gewährt.“ – Dies erzählte ich ihm, und er hörte mit schräggeneigtem Kopf lächelnd zu. Marhaba sagte er nicht; aber er handelte so, als ob er es immer und immer wieder gesagt hätte.

Ein Patriarch, ja, das war mein erster Eindruck; ein Mann der festgegründeten Ordnung, aber einer von denen, die mehr geliebt als gefürchtet werden. Ein Bauer in jenem ursprünglichen Sinn des Wortes, das von Bauen kommt, aber auch dem unmittelbaren Gefühlsklang nach, den es in uns weckt: jenem Klang von Kraft, von Wurzelechtheit, von Knorrigkeit sogar.

Damals war er wohl schon im Begriff, sich auf sein Altenteil zurückzuziehen und sein Werk in die Hände des nachfolgenden Geschlechts zu legen. Freilich, er war immer da, und jeder spürte immer ganz stark, daß er da war –, so übrigens, wie er auch heute noch da ist und immer da sein wird. Ich jedenfalls habe seine leibliche Erscheinung nie mehr von seinem Werke trennen können. Ein Mensch, der eine große schöpferische Leistung vollbracht hat, ist ja kaum noch als ein privates Wesen zu begreifen, er ist eine Macht geworden, an der man sich zu bewähren hat. Über das Wunder, daß man ihn außerdem auch noch ganz richtig liebhaben konnte, hat Hausmann am Grabe die richtigen Worte gefunden. Mag es bei den Älteren die Freundschaft gewesen sein, bei uns Jungen war es die väterliche Sorge, die wir empfanden, und die zugleich die ewige Sorge um die Zukunft ist. Gerade diese war es, die sein Verhältnis zu uns so rein und so rein menschlich gestaltete; und diese Sorge ist es, die den Menschen die Vergänglichkeit besiegen läßt. Ich erinnere mich vieler Gespräche, die wir gerade über diese Dinge hatten, über das große Nachher, über das, was zeitlich ist an uns, und was wohl von uns fortleben mag. Aufzeichnen

mag ich sie nicht, denn sie sind ja nicht darum geführt worden, auch weiß ich nicht mehr so genau, welches seine und welches meine Worte waren, und unser Glauben war der gleiche, und wissen taten wir es schließlich beide nicht. Eins aber weiß ich: Mag die Seele eines Mannes individuell fortleben, wie es sein und unser aller geheimer unerfüllbarer Wunsch war und ist, oder mag sie eingehen in eine größere Weltseele —, die gewißlichste Art, fortzuleben, ist das Gedächtnis bei den Zurückbleibenden und die weitergetragene Sage von seinem Dasein, wie es auf der Erde war; dies und das Werk, das den Namen trägt.

So aber ist der Bauer: Er pflanzt Bäume und hegt sie, deren Kronen ihm selber keinen Schatten mehr spenden werden. Dafür aber wachsen sie weiter und zeugen für ihn, der da war, solange sie selber stehen und atmen.

## RUDOLF G. BINDING

### *EHRWÜRDIGE ERINNERUNG*

**E**rinnerungen an S. Fischer müßte ich füglich damit beginnen mich zu erinnern daß ich (und man) zu einer gewissen Zeit für Jahrzehnte immer wieder Bücher seines Verlages las. Damals — in meinen Jugend- und frühen Mannesjahren — habe ich mir nicht überlegt und klargemacht daß es immer wieder Bücher dieses Verlages waren die ich las. Geschweige denn daß ich gewußt hätte wer S. Fischer war. Ich suchte das was ich las sicher nicht nach dem Verlag aus.

Aber man konnte nicht umhin. Dieser Fischer hatte sie ja alle: von Ibsen und Björnson bis zu Annette Kolb — wie ich früher sagte — und von diesen alten bis zu Manfred Hausmann — wie ich jetzt sagen müßte. Er hatte sie alle, die Lebenden und Lebendigen um die es ging. Er hatte diesen Hauptmann, den wir mit der Leidenschaft der Zeit und unserer Jugend verschlangen. Er hatte Hofmannsthal, den wir liebten. Er hatte diese Männer wie Bang, Mann, Hesse, denen man still nachging. Er hatte Wassermann, Kellermann, Schnitzler, Keyserling, die man mit den andern las.

Man wird sagen, das sei keine Erinnerung an S. Fischer. Verlagskataloge sagten darüber Vollständigeres und Gewaltigeres. Unter Erinnerungen verstehe man persönlichere Dinge und nicht Dinge, die alle Welt wisse.

Mag sein. Ich werde dennoch dabei bleiben es als meine große Erinnerung an S. Fischer zu bezeichnen und zu bewahren: daß er — ein wunderbarer Vorgang — als ein mir unbekannter Netzsteller und Lebensfischer fast das ganze schöpferische Leben eines halben Jahrhunderts in seinen Verlag zog, nicht um es zu töten sondern um uns damit zu speisen. Und ich sage daß keiner weiß wieviel er davon zehrt. Das ist gewiß.

Diese sachliche Erinnerung erzähle ich um so bewundernder und gerechter als keine Freundschaft, keine Autorschaft, keine auch nur losen gesellschaftlichen Beziehungen mich mit S. Fischer verbanden. Gegenüber dem großen Vorgang, den ich als meine Erinnerung empfinde, müssen meine persönlichen Begegnungen mit dem Manne fast klein und belanglos erscheinen. Da es aber deren nur zwei sind und ich an dieser Stelle zu seinen Ehren alles beitragen möchte was mir mit ihm begegnete seien sie erzählt.

S. Fischer wußte nicht mehr von mir und ich nicht mehr von ihm als ich auf diesem Blatte geschildert habe. Da schrieb ich im Jahre 1911 meine erste Novelle — das erste was sich sehen lassen konnte und überhaupt das erste nach ein paar anfängerischen Legenden im Jahre vorher. Ich hatte noch nie ein Manuskript an eine Zeitschrift geschickt: diesmal schickte ich — wie mir schien, ganz selbstverständlich — die einzige Abschrift die ich besaß an die Neue Rundschau. — Gut. —

Nach etwa zehn Tagen hielt ich den Bescheid in Händen daß „Die Waffenbrüder“ zum Abdruck angenommen seien — die Novelle ist im Maiheft 1911 erschienen — worauf ich sehr vergnügt einen Ausflug von einigen Tagen machte. Als ich heimkam, fand sich jedoch ein zweiter Brief des Verlages vor, in dem diesmal S. Fischer selbst — und nicht die Schriftleitung der Rundschau — sich über mein kleines Werk aufs genaueste und mit einer Anteilnahme ausließ, die mich erstaunte. Es sei schon recht — hieß es da — und dies und das noch mehr; aber für ihn, S. Fischer, ende die Novelle mit den Worten „sie war schon kalt, als die Wasser sie aufnahmen“ sechs Zeilen vor dem von mir angefügten Schluß.

Wenn man innerlich rot werden kann, so wurde ich es vor diesen Worten von S. Fischer. Denn er hatte recht und er hat noch heute recht nach dreiundzwanzig Jahren. Das sei ihm unvergessen.

Erst im letzten Jahre seines Lebens habe ich eine sich gleichbleibende Wertung und Bewunderung dieses Mannes, die ohne annähernde Bekannt-

schaft sich aufgerichtet hatte, mit einer persönlichen Begegnung verbinden und bestätigen dürfen. Auf der schönsten Kurstätte des Schwarzwaldes über der Rheinebene habe ich im letzten Jahr einen langsamen Gang mit ihm auf den Höhen gemacht – fast zwei Stunden lang. Da reizte es mich, ihm den Entwurf – ja mehr als den Entwurf – eines Romans zu erzählen, der sich mir einstellte als ich, in lebhaften Darstellungen begriffen, neben ihm herging. Er hörte mir aufmerksam zu, mit klugen Augen sich zu mir wendend. Er hörte wohl eine Stunde lang zu; dann kam das Gespräch, nachdem ich geendet, auf andere Dinge. Schon näherten wir uns dem Hause, als er sehr eindringlich stehenblieb um seinen Worten Gewicht zu verleihen:

„Wenn Sie den Roman schreiben“ begann er langsam und tief – „denn ich interessiere mich wirklich dafür – wenn Sie den Roman schreiben, den Sie mir vorhin erzählt haben, dann schicken Sie das Manuskript mir. Dann gebe ich es dem Lektor –; vielleicht haben wir dann zusammen Glück.“

Ich stehe nicht an dieses Wort hierher zu setzen zu seinen Ehren wie er es ausgesprochen hat; denn wie er es ausgesprochen hat, war es ehrwürdig und sehr gütig.

## S. SAENGER

### *IN MEMORIAM S. FISCHER*

#### I

**A**nfang 1908 bat mich S. Fischer zu einer Besprechung in sein Verlagshaus, ohne in der Einladung mehr anzudeuten als den Wunsch, mich für die redaktionelle und literarische Mitarbeit an der „Neuen Rundschau“ zu verpflichten.

Ich fand einen kleinen Herrn vor, von beherrschter Gebärdensprache, von auffallend gesammeltem Blick, spärlich im Gebrauch der Worte, wohlthuend kühl in seiner Freundlichkeit und an seinem Gegenüber menschlich durchaus beteiligt. Das eigentliche Thema der Unterhaltung wurde zunächst nur obenhin berührt, wir betrachteten einander. Der kleine Herr hatte, das sprang sofort ins Auge, seine Lebensgrundlagen gefunden, – ich

meine es im Sinne der puritanischen Wendung: established his soul in life. Von meinen Veröffentlichungen hatte er dieses oder jenes zwar gelesen, aber im Grunde mehr von ihnen gehört als sie in sein Bewußtsein aufgenommen. „Sie sollen auch wertvolle philosophische Bücher veröffentlicht haben, aber dieses Gebiet liegt jenseits meiner Interessensphäre, vielleicht auch“, fügte er mit schalkhaftem Lächeln hinzu, „jenseits meines geistigen Horizontes.“ Ich erlaubte mir den Hinweis, über Wert und Unwert eines Schriftstellers entscheide die Wahl des geistigen und moralischen Erdreichs, in das er seine Seele (his soul) versenkt hätte.

Das war keine üble Einleitung. Der Kontakt war hergestellt, ich empfand, daß ich es mit einem ernsten und gehaltvollen Mann zu tun habe, der mehr sein als scheinen wollte und durch die bisher schon ungewöhnliche verlegerische Leistung zu immer weiterer Steigerung seiner Verantwortungen angetrieben zu sein schien. In diesem Manne war innere Bewegtheit, aber weder eine Spur von Eitelkeit noch von nervöser Unruhe. In der überscharfen Berliner Luft der damaligen Tage, die von Vitalität jeder Art strotzte und durch ein groteskes Gewimmel von Göttern und Götzen beängstigte und verwirrte, eine höchst angenehme Variante.

Die zweckhafte Fortführung des Gesprächs war wieder recht charakteristisch. Nachdem der Verstorbene mir eröffnet hatte, daß er der Redaktion seiner Zeitschrift eine politisch-soziologische Abteilung anzugliedern beabsichtigte und versuchsweise mich mit ihrer Leitung zu betrauen gedenke, falls mich die Aufgabe locke, war es an mir, Bedenken zu äußern und Wünsche zu formulieren. Er verstand ohne weiteres meine Haltung, die für das mir zu reservierende Gebiet Selbstbestimmungsrechte forderte, und beschwichtigte meine Bedenken. Aber das war eine diplomatische Vorläufigkeit. Denn es ging dem klugen Mann ganz und gar nicht um die Schematisierung von Redaktionsaufgaben, die naturgemäß bei Menschen selbständiger Prägung verfließende Grenzen haben mußten, sondern um eine Prüfung meines literarischen und ästhetischen Gewissens. Er wollte wissen, wie ich zu der bisherigen Verlagstätigkeit und zu den Gaben der „Neuen Rundschau“ stand, die sich unter Oskar Bies künstlerischer Leitung immer glänzender entfaltete. Anders gesagt: ob die psychologischen Voraussetzungen einer Zusammenarbeit gegeben seien. Als ich nun die Fülle der Anregungen und Befruchtungen hervorhob, die seine und seiner geistvollen Helfer Verlagsarbeit mir gespendet hatte, aber zugleich auch offen mancherlei Einseitigkeiten und Orientierungslücken beklagte

und dann, den Horizont erweiternd, die Befürchtung aussprach, daß die geheiligten Bezirke der „reinen“ Literatur bald von einer sich heranzwühlenden Weltrevolution aus ihrem Fürsichsein aufgescheucht werden könnten und eine Kulturdämmerung im realen Raume im Anzuge sei, lag Zustimmung in seinen Augen. „Nach dem, was ich über Ihre Anschauungen gehört habe, war ich auf ähnliche Bekenntnisse gefaßt. Vielleicht (wieder lächelte er schalkhaft) habe ich Sie deswegen hergebeten. Aber sehen Sie die Entwicklungstendenzen nicht doch ein wenig zu schwarz?“ Auf solchen Wellen wurde unser erstes Gespräch an den sachlichen Problemen vorbei ins Menschliche und Allgemeine getragen. Und so kam, diplomatisch gesprochen, für ein Provisorium ein Gentlemen's Agreement zustande.

## II

Nun traten die Schwierigkeiten in Erscheinung, die sich voraussehen ließen. Der Verleger war mit Leib und Seele der „schönen“ Literatur ergeben und hingegeben, er lebte weit intensiver als Fernerstehende ahnten in der künstlerisch gestalteten und mit den Mitteln der Sprache gestaltbaren Welt, den Blick in undefinierbarer Dosierung zugleich auf Wert und Wirkung gerichtet. Man fühlte, daß dieses frohe und frische, aber in Zucht gehaltene Vordringen in Neuland, unter Führung des neuen Geschlechts von Literaturfürsten und im geistigem Austausch mit den kritischen Köpfen seiner Umgebung, seine angeborenen Instinkte zur Sicherheit des Urteils erzogen hatte: er war also als verantwortlicher Verleger den Empfehlungen seiner sachverständigen Berater durchaus nicht ausgeliefert. Auf dem politischen, historischen und soziologischen Gebiet fehlte diese Voraussetzung. Fischers Urteil verriet auf dem Acker, auf dem er sich angesiedelt hatte, plastischen Blick für das, was die moderne Psychologie mit einem fruchtbaren Wort die Gestaltqualität nennt. Auch für die Werke der bildenden Künste besaß dieser Mann, der sich unermüdlich strebend bemühte, Liebe und Unterscheidungsvermögen. In der Musik aber, die so vielen ahasverischen Gemütern Schutz vor den Willensstürmen, Auftrieb ins Transzendente und das Schöpferische entbindenden Phantasiereiz gibt, war er nicht eigentlich beheimatet: die Lyrik als seelischer Urbezirk der Dichtung war ihm darum fremd. Seine verlegerische Sehnsucht drang nie bis zu Rilke oder Stefan George vor. Und von Hofmannsthal, dessen frühesten dramatischen Gedichten er Wohnrecht in seinem Hause eingeräumt hatte, wie später den Nachgestaltungen der griechischen

Tragödien und mittelalterlichen Mirakelspiele und den musikalischen Komödien, dessen prosaischen Schriften er bereits 1907 die erste Gesamtausgabe bereitet hatte: von diesem Poeten mit der lyrischen Urzelle im Herzen nahm er die Gedichte erst 1924 in das Gesamtwerk hinein. Fischers Liebe galt der Dramatik, der Epik und den biographischen Ablegern dieser hohen und reinen Gattungen, sofern eine künstlerische Gestaltung sie rechtfertigte. In dieser Idealwelt vermochte er oft überraschend sicher die Wirklichkeitselemente zu entdecken, die zu jener hinaus- und hinaufführten. In der geschichtlich-politischen Welt aber, wo sich die Realien mit dem Ideenhaften in unreinen und ewig wandelbaren Mischungen vermengen und verfilzen, versagte sein Instinkt, merkwürdig genug, weniger vor dem Ideenhaften als gerade vor den Wirklichkeiten. Und es wurde ihm, nach meinen Erfahrungen, schwer zu verstehen, warum sie mit solcher Urkraft jeder Annäherung etwa an Kants oder Herders oder Lessings „Drittes Evangelium“ sich immer wieder entgegenstemmen. Es war, als ob das Humane in seinem Wesen ihn getrieben hätte, vor der Tragödie des Menschen und der Menschheit, wie Politik und Geschichte sie vorführen, scheu die Augen zu schließen. Und die erlösende Flucht ins Religiöse und Transzendente versagte ihm die Natur. Vielleicht läßt sich in diesem seelischen Tatbestand die tiefere Ursache für die depressiven Augenblicke erblicken, die ihn zuweilen mitten im Glanz und Glück seiner Diesseitigkeiten befielen.

Trotzdem mußte an dem Heimgegangenen die Schwäche der politischen Interessiertheit auffallen, wenn man darunter mehr versteht als den selbstverständlichen Anteil eines von Natur gescheiterten und in einer edlen Praxis bewährten Mannes an dem politischen Panorama des Tages. Seinen Ausstrahlungen konnte er sich natürlich nicht entziehen. Er las seine Zeitung, aber ohne sich irgend tiefer mit jenen Geschehnissen zu befassen, die aus dem Wust und Wirbel der Vorgänge als bedeutsam herausragten und die „eigentliche“ Realität hinter den Realitäten bildete. Er ahnte den Druck des Geschichtlichen auf das Tagespolitische, aber er ging den Zusammenhängen nicht nach. Die außerordentliche Disziplin, die er bei dem Werk seiner literarischen Selbsterziehung aufgewendet hatte, zehrte seine ganze Energie auf, und die spezielle verlegerische Tätigkeit zwang ihn zur Beschränkung in der Verwendung seiner Muße. So lebte er im Rahmen einer zu eng gewordenen liberalen Vorstellungswelt, obwohl doch sogar die Literatur, die er veröffentlichte und für die er sich so leidenschaftlich ein-

setzte, aus ihr herausdrängte und weitere, breitere Welten zu erobern längst begonnen hatte. Soweit dies kritisch, essayistisch, im Referat über Bücher, in der Glosse zutage trat – von der literarischen Werkschöpfung also abgesehen –, ließ es sich als Tatsache in den Sammelbänden der großen, im deutschen Geistesleben führend gewordenen Zeitschrift des Verlages leicht nachweisen. Schon die grünen Hefte der „Freien Bühne“ verrieten mit unverkennbarer Schärfe und Deutlichkeit diese Marschrichtung. Die ersten achtzehn Bände der „Neuen Rundschau“, die ich als Leser vor meinem Eintritt in den Verlag erlebt hatte, enthielten einen Reichtum an politischen, ökonomischen und soziologischen Beiträgen, die wirklich neue Aussichtstürme errichteten. In dieser Harmonie zwischen dem Werk, das verlegerisch gepflegt wurde, und der kritisch-essayistischen Begleitmusik lag die wachsende Bedeutung des Unternehmens, lag der Zustrom schöpferischer Menschen und Geister begründet. Ich empfand, wie ich schon andeutete, diese Harmonie schon vor 1908 als innerlich-sachlich gestört, und ich sagte es Herrn Fischer. Er forderte mich auf, zunächst meine kulturpolitischen Ansichten in einem Essay programmatisch zu verdichten, darin zwischen dem Unzeitgemäßen als Spiel und Bluff und dem Unzeitgemäßen als Ausdruck wegweisenden Schauens die Grenzlinie zu ziehen und danach sowohl die Wahl der Mitarbeiter als die Themenstellung, soweit sie der Redaktion zufiel, einzurichten. Das geschah in einem Aufsatz, dem er warmen Beifall spendete. Ich lasse ein paar Sätze daraus hier abdrucken, vielleicht ist nicht alles in ihnen verwert.

„. . . So ist es gekommen, daß heute die Politik bei uns der einzige Acker ist, der nicht gedüngt ist mit dem Reichtum deutscher Intelligenz und deutscher Energie. Das ging, solange der Odem des genialsten deutschen Autokraten die veraltete Regierungsmaschine beseelte; neben ihm mochte die erprobte Gesinnung und Bildung der in altpreußischer Zucht erzogenen Beamtenschaft ausreichen. Aber unbeseelt, mußte dieses auf zwei Augen gestellte System zermorschen, das den von Grund aus revolutionierten Wirtschaftskörper, das Gehäuse von bald sechzig, bald siebenzig Millionen rühriger Arbeitsmenschen, nur mehr noch wie mit den Fetzen eines zerschlossenen Tuches umhängt. Und der Liberalismus, die eigentliche Heimat der breiten Bildungsschicht des Volkes, der politische Ausdruck des modernen Kulturgewissens, erwachsen auf der Basis einer Weltanschauung, die Freiheit mit Ordnung, Fortschritt mit Tradition grundsätzlich zu harmonisieren trachtet, – er, dessen disziplinierte Intelligenz man hätte erziehen

sollen, die neuen Verhältnisse auch politisch zu organisieren, er, mit dessen Hilfe allein es gelingen konnte, den Freiheitsstaat in das zunächst noch leere Gerüst des Einheitsstaates einzubauen: er mußte verfallen, verzweigen, zwischen der Oligarchie von rechts und den Ultras von links ersticken. Aber nun zeigt sich der Schaden, nun merkt jeder, wo die ungeheuren Fehler der Rechnung stecken. Selbst die Bourgeoisie empfindet heute, was die politische Enthaltbarkeit wert war, die eine solche Leere zurückließ. Mit Beschämung sieht sie, daß der Ort, wo Politik gemacht wird, in Deutschland der Ort geworden ist, wo die schöpferischen Intelligenzen am wenigsten zu finden sind; daß bei dieser Sachlage, und angesichts weltwirtschaftlicher Verwicklungen dunkelster Art, nicht einmal materielles Wohlbehagen und schwellende Bilanzen (werden sie in diesem exportierenden Arbeitsland immer schwellen?) garantiert sind; ja, daß vor dem Treiben der Finsterlinge nicht einmal die Freiheit der persönlichen Lebensgestaltung, der Lebenskern unsrer Kultur, sicher ist. Überall erblickt das Auge Schwierigkeiten, deren nur der Kollektivgeist der Nation Herr werden kann. Von unten her grollt's, schwarze Massen ziehen herauf; und die Häuptlinge der Industrie und des Handels, die Organisatoren des Wirtschaftslebens, sehen sich vor der gewaltigen Aufgabe, die ganze Arbeit neu zu organisieren. Hier kann nur noch der überindividuelle Gesichtspunkt fördern, er allein vermag noch zwischen den großen feindlichen Machtverbänden soziale Brücken zu schlagen . . . Aber gleichzeitig ist Deutschland, durch seine Verflechtung in die Weltwirtschaft, durch seine Menschenüberproduktion, durch den allerorten epidemisch gewordenen Ausdehnungsdrang in den Imperialismus sacht hineingezwungen. Es hat keine Wahl mehr. Reibungen sind unvermeidlich, jeder Schritt kann auf jene Bahn führen, wo mit Flotten und Heeren um wirtschaftliche Vorteile gekämpft wird; und jeder Tag kann das Kulturgewissen vor die harte Wahl zwischen Nationalismus und Humanität stellen. Und wenden wir den Blick wieder nach innen, so drängt der unaufhaltsame Sturm und Drang des inneren Lebens von selbst zur Neugestaltung, wenn auch oft unter großen Opfern privater Interessen oder öffentlicher Sentimentalitäten . . ." (1908).

Damit war der Anfang gemacht. Nun kam die bisherige „Politische Chronik“ an die Reihe. Ich mußte sie als seltsamen Anachronismus im Rahmen der Zeitschrift empfinden. Der Mann, der sie schrieb, war kein Geringerer als Theodor Barth. Es war ein Nachfahre besten paulskirch-

lichen Geistes, ein Bremenser Kind (wenn ich nicht irre), früherer Syndikus der Bremer Handelskammer, der als freisinniger Abgeordneter in den Reichstag gelangt war und dort als Freihändler manchesterlicher Richtung gegen den Strom der Zeit sowohl nach „rechts“ wie nach „links“ anzukämpfen suchte. Dieser Mann besaß ebensoviel Temperament wie Zucht und Bildung, er verkörperte in Gebärde, Wort und Haltung die schönste deutsche Kulturüberlieferung. Es war ihm gelungen, seine Wochenschrift „Die Nation“, in der sich, geistig die Richtung angehend, Männer wie Theodor Mommsen und Ludwig Bamberger ihm beigesellten, zu einem der saubersten Organe der damaligen öffentlichen Meinung in Deutschland zu machen. Er war auch keineswegs engstirnig. So dankte ich ihm die Möglichkeit, als ganz junger Schriftsteller recht frei und ohne seiner Zensur zu verfallen „La Crise de L'État Moderne“ von Charles Benoist, also einen der heftigsten und folgenreichsten Vorstöße gegen die „Anarchie“ des demokratischen Wahlrechts und ein Plädoyer für einen modernen und ständisch aufgebauten Korporativstaat, zu besprechen und zu glossieren. Leider stand dieser vortreffliche Mann auf verlorenem Posten, denn weder das Paulskirchlertum, noch die Freihandelslehre Cobdenscher Färbung, noch gar das englische Parlamentssystem ließ sich in dem von Bismarck gestalteten und seinen Epigonen hinterlassenen Deutschland nachexerzieren.

Herr Fischer begann für meine Argumente, die ihm ursprünglich fremd sein mußten, immer empfänglicher zu werden und zu fühlen, daß man, zumal in den feuergefährlichen Räumen der politischen Hexenküche, sein Gespann nicht gleichzeitig vorwärts und rückwärts laufen lassen durfte. Es erschien mir unwichtig, in Form eines Personalwechsels etwa die eine Chronistenart durch eine andere zu ersetzen, wenn nicht die innere Überzeugung des Verlegers den Wechsel erwirken half. Er schenkte mir Vertrauen. Ich trat sehr bald an die Stelle des posthumen Achtundvierzigers, der selbst den Zwang zur sozialen Gesetzgebung noch . . . 1908 nicht verdaut hatte. Aber ein persönlicher Vertrauensbeweis genügte mir nicht, ich wollte sachlich aufklären und schaute mich nach Hilfe um. Ich fand sie zunächst in der Person Friedrich Naumanns, obwohl gewisse literatenhafte Einflüsse Naumanns Vorstellungswelt abzuwehren trachteten. Sie war in der Tat keine Fundgrube für geistreiche Aphorismen.

## III

Bei der Begegnung beider Männer benahm sich der kleine Herr ganz sprachvoll. Schon die Art, wie er dem berühmten Publizisten mit dem Riesenkopf auf dem großen schweren massiven Rumpf den respektvollen Willkommensgruß entbot und mit einem Scherzwort über den Unterschied der Körpermaße die eigne Befangenheit zu überwinden verstand, machte die Bahn frei für eine Stunde angeregter Unterhaltung. Ihre Folge waren eine Reihe sehr wertvoller, auch literarisch wertvoller Essays (die Tragödie des Liberalismus; das Königtum u. a.) und die freiwillig gespendete Bereitschaft des Verlegers, hinfort den politischen Betrachtungen eine neue, zeitgemäßere Sinndeutung zugrunde zu legen. Von einer Festlegung auf einen Naumann-Kurs etwa konnte freilich keine Rede sein. Als für die „Neue Rundschau“ verwertbar erwies sich Naumanns Tendenz, den Liberalismus zu sozialisieren und den Sozialismus zu – nationalisieren. Auch er durfte, wie Friedrich List über sein System der nationalen Ökonomie, über seine Eingangspforte schreiben: *Et la Nation et l'Humanité*. Der Verleger schenkte mir willig Gehör, als ich versuchte, hier Verdeutlichungen einzuschalten. Denn wenn auch die politischen und sozialen Probleme, trotz der bereits fühlbaren Erschütterung des „Gleichgewichts“ der europäischen Mächte und zugleich der gesellschaftlichen Lebensgrundlagen, am Rande seiner eigentlichen Interessen lagen, so war er immer ganz bei der Sache, wenn sie ernst und aus größerer Tiefe erörtert wurden. Daß Naumann mit großem Nutzen durch die marxistische Morphologie der neueren Wirtschaft und Gesellschaft hindurchgegangen war, ohne der Doktrin politisch zu verfallen, gefiel dem Verstorbenen gar sehr. Auch leuchtete ihm ein, warum der Zeitpunkt gekommen war, die Fabrik zu „konstitutionalisieren“, ihr also eine Verfassung zu geben, damit den alten bürgerlich-liberalen Bereich der freien Selbstbestimmung zu umhegen und an die Stelle der überalterten feudalen und industrieherrrentümlichen Verankerung der Monarchie einen Volksstaat mit einem Volkskaiser zu setzen. Es wurde trotzdem Herrn Fischer nicht leicht, die Grundgedanken von Naumanns „Demokratie und Kaisertum“ zu fassen. Aber vielleicht ahnte er, daß sie in der den Zauberlehrlingen entgleitenden Umwelt bereits das Kainszeichen der kompromißlichen Ohnmacht trugen.

Es würde zu weit führen, wollte ich Herrn Fischers Verhalten während der internationalen Krise der folgenden Jahre von Fall zu Fall verfolgen. Hier, auf diesem vulkanischen Gebiet, hinkte auch der völlig nach innen

gerichtete Naumannsche Sozialliberalismus hinter den Eruptivkräften kläglich hinterher, und das mag wohl der Grund gewesen sein, weswegen die schriftstellerischen Beziehungen der „Neuen Rundschau“ zu dem edlen und in seiner Art bedeutenden Publizisten bald ihre Wärme verloren. Gleich dieses erste Jahr meiner Arbeit an der Zeitschrift und am Verlage, das Jahr 1908 also, erschütterte das immer noch geruhssame Literaturleben durch eine innere und eine äußere Krise von einer Gewalt, die unsren Verleger stark berührte. Das war einmal der Vorstoß des habsburgischen Balkan-imperialismus, der, unter Ährenthals Ägide vorgenommen, das verbündete Deutsche Reich ganz nahe anging und als Vorspuk der kommenden Balkankriege und von „allem weiteren“ empfunden werden mußte; und, zweitens, die Krisis des inneren Systems, hervorgerufen durch Wilhelms II. Eigenmächtigkeiten, und der fast einmütige Protest des Reichstags gegen sie. Diese Vorgänge machten unsren Herrn Fischer recht nervös; aber ich hatte die Genugtuung, daß er meine scharfe Ablehnung des die Lebensrechte des Reiches bedrohenden Ährenthalschen Kurses billigte. Daß aber der Übergang Englands in das feindliche Lager für unser und das europäische Schicksal die entscheidende Tatsache geworden war, das gab nun mit allen seinen schillernden Varianten das katastrophenhaltige Thema der „Rundschau-Chronik“ in den paar Jahren bis zum Ausbruch des Krieges her. Herr Fischer schenkte diesen erregenden Ausführungen zwar alle gebührende Aufmerksamkeit, aber vor der Gewalt des Fatums resignierte er still und ergeben. Um so mehr verzehrte sich sein Eifer in der Hingabe an den sein Wesen ausfüllenden Interessenkreis, der die humanen Geheimnisse seiner Seele mit umschloß.

## IV

Die Art und Kunst in Fischers Regieführung, seine Wachsamkeit und sein Drang, die eignen Vertrauensleute von dem gemutmaßten Bedürfnis und dem kritischen Bewußtsein des „Rundschau“-Lesers aus zu kontrollieren, machten die Besprechungen nicht immer bequem, aber doch auch zugleich fruchtbar. Vor dem Abstrakten und rein Philosophischen fürchtete er sich geradezu, vor dem Zarathustragrat, auf dem die Umwerter nachwandelten, schwindelte ihm; sogar eine Arbeit Georg Simmels unterzubringen, kostete darum zuweilen ein Stück Arbeit. Er fühlte sich erleichtert und bestätigt, als ich gelegentlich Carlyles Ablehnung von Fichtes Philosophie erwähnte: das sei auf Flaschen gezogener Mondschein (*embottled moonshine*). Wenn aber der liebe Bie, der als apollinischer Mensch didaktischen und

systematischen Auseinandersetzungen grundsätzlich auswich, sich aber doch ab und zu für einen bedeutenden Essay dieser Art einsetzte, gab Fischer weislich nach. Uns war seine Themenstellung als Anregung meist wertvoll, weil sie, ob erfüllbar oder nicht, zur Entdeckung neuer Aufgaben und neuer Persönlichkeiten beitrug. Soviel sich vom farbigen Abglanz des Lebens für die Zeitschrift einfangen ließ, sollte auch nach Fischers Ideal in Form des künstlerisch gestalteten Essays ihr zugeführt werden. Diese Haltung des Verlegers verriet seinen weiten, durch den eignen Bildungsdrang geschärften Blick. Die rein künstlerische Produktion ließ sich mit Harpunen natürlich nicht herbeizerren, sie war der Gnade der Musen anheimgegeben. Aber der Essay über Gegenstände und Probleme aus allen Wissens- und Erlebnisgebieten, jene Grenzform zwischen Wissenschaft und Kunst, zwischen Persönlichem und Objektivierbarem, gibt der „großen“ Zeitschrift recht eigentlich ihren Reichtum, wenn es gelingt, die dafür vorhandenen literarischen Kräfte zu mobilisieren. Hier war Fischer als Fordernder nie müde, es war die „unendliche Melodie“ in seiner Redaktionsbetätigung. Er besaß Witterung für die Gefahren dieser Literaturgattung, weil er wohl merkte, daß sich bei dem deutschen Gründlichkeitsfanatismus die Grenzen zwischen Abhandlung und Essay – der den Persönlichkeitsstempel tragen muß, um literaturfähig zu sein – bei uns schwerer zu ziehen sind, als etwa in den Ursprungsländern der Gattung, in Frankreich und England. Für Belehrung und Aufklärung über verwickelte Fragen, die ihm sachlich ferner lagen, ihn aber interessierten, war Fischer stets dankbar, er war einer der aufmerksamsten und gesammeltesten Zuhörer, die man sich denken kann. Personalclatsch, in Gehässigkeiten getaucht, wie er in der Kunst- und Literaturkulisse beheimatet zu sein pflegt, lehnte er von Grund aus ab; mit einer ironischen Bemerkung, die verriet, wie gut er die Psychologie seines Künstlervölkchens kannte, ging er zur Tagesordnung über. Er verstand und verzieh, ohne Gefühlsüberschwang zu bekunden. Gab aber, was doch auch vorkam, dieser oder jener seiner geliebten Autoren ihm Anlaß zur Verstimmung oder gar zu Zweifeln, so blieb sein Unmut auf bewundernswerte Weise beherrscht, denn ihnen, den Auserwählten gegenüber, gründete sich seine Autorität als Verleger auf Dienen und Dulden. Wie stark dieser Zug in ihm ausgeprägt war, wissen wohl nur die Wenigen, die in langen Jahren Zeugen seines Tuns und Lassens waren.

ERNST ROWOHLT  
*DER VERLEGER S. FISCHER*

Im Winter 1904 bekam ich zum erstenmal einen Gesamtkatalog des S. Fischer Verlages in die Hände. Ich war damals Lehrling in einem Bremer Bankgeschäft. Den Katalog hatte ich mir bestellt nach Lektüre eines Feuilletons von Alfred Walter von Heymel in der Bremer Weser-Zeitung. Das Feuilleton beschäftigte sich mit diesem Verlagskatalog, begann mit einem Hymnus auf Leopold Andrians „Der Garten der Erkenntnis“ und endigte bei einer neuen Erzählung von Jakob Wassermann.

Ich erklärte nun meinem Vater, daß ich sein Geschäft nicht übernehmen könne, sondern Buchhändler werden wolle. Ich arbeitete als Schriftsetzer und Buchdrucker und trat dann in eine Münchener Buchhandlung als Lehrling ein.

1908 fing ich an, selbst zu verlegen. Ich glaube, es ist keine Schande, wenn ich gestehe, daß ich während der ersten Jahre meiner verlegerischen Tätigkeit häufig vor Drucklegung eines neuen Manuskriptes an meine Bibliothek ging und mir überlegte, welches Fischer-Buch mir für die Druckausstattung des Manuskriptes als vorbildlich erschien. Wenn ich mir die Zukunft ausmalte, sagte ich mir – du mußt ein zweiter S. Fischer werden! Ich glaube, daß meine gleichaltrigen Verlagskollegen fast alle gedacht haben wie ich.

Bis zum Jahre 1912 wohnte ich in meinem Leipziger Verlag und arbeitete so intensiv, daß ich nie nach Berlin kam und S. Fischer persönlich nicht kennenlernte. Er selbst war fast nie in Leipzig, denn er hatte nie den Wunsch nach dem persönlichen Kontakt mit seinen Kunden, den Buchhändlern. Mich interessierten die buchhändlerischen Veranstaltungen, wie die Hauptversammlung zu Kantate, lebhaft und ebenso meine Kunden. Ich wollte wissen, wer denn nun eigentlich meine Bücher verkaufte. Diese persönliche Berührung mit den Sortimentsbuchhändlern hat mir viel Freude, aber auch viel Kummer gemacht, denn ich bin oft genug durch die Verzagtheit und Mutlosigkeit der Sortimenter enttäuscht worden. S. Fischer war ein souveräner Unternehmer. Um die Details des Verkaufs kümmerte er sich weniger. Er war der Meinung, daß, wenn er sich zu dem Verlag eines Buches entschlossen hatte, seine Entscheidung richtig war und sich dieses Buch durchsetzen mußte.

Die persönliche Bekanntschaft S. Fischers machte ich erst 1912. Als ihm bekannt wurde, daß ich meinen Verlag verkauft hatte, wandte er sich an einen gemeinsamen Freund, den er bat, mich zu fragen, ob ich bereit sei, mit ihm zusammenzuarbeiten. Mit welchen Gefühlen ich nun den von mir bisher nur aus der Entfernung geschätzten und geliebten S. Fischer aufsuchte, kann ich kaum beschreiben, und ich werde nie die Stunde vergessen, in der wir uns aussprachen und in der er mir seine Pläne bezüglich meiner Tätigkeit bei ihm auseinandersetzte.

Jetzt hatte ich Gelegenheit, ihn fast ein Jahr bei seiner Tätigkeit zu beobachten. Er kümmerte sich um jede Kleinigkeit seines Betriebes, um jede Einzelheit in der Drucklegung und Ausstattung seiner Bücher. Bei illustrierten Büchern, die wir damals in einer kleinen Serie von Erzählungsbändchen herausgaben, beurteilte er jede Zeichnung für sich, machte Änderungsvorschläge, ließ sich auch durch Proteste der Zeichner nicht davon abbringen, daß er eben diese Zeichnung lieber so und so wünsche. Jede Einbandzeichnung unterzog er einer kritischen Beurteilung. Viele Versuche mußten über Zusammenstellungen der Einbandfarben und des Farbschnitts gemacht werden. Er war richtig verliebt in jede Einzelheit des Buches, bis zum Kapitalbändchen und Leseband. Es war ausgeschlossen, ihn hierbei irgendwie zu beeinflussen. Man konnte ihm Vorschläge machen, aber stets entschied er nach seinem eigenen Geschmack. Aber nicht nur die Buchherstellung selbst interessierte ihn, sondern jeder Prospekt, jedes Inserat wurde von ihm begutachtet und meistens entscheidend geändert. In diesem Jahr habe ich sein verlegerisches Wissen, besonders was die Buchherstellung anbetrifft, bewundert, und wenn ich oft abends nach Geschäftsschluß verärgert nach Hause ging, weil S. Fischer mir irgendeinen Vorschlag oder eine Propagandaidee als falsch ausgeredet hatte, sah ich doch bald ein, daß er fast immer recht hatte. Auch im Technischen der Buchherstellung hatte er die nachtwandlerische Sicherheit wie in der Auswahl seiner Autoren. S. Fischer hat dabei eigentlich nie seine Entscheidungen begründet. Im Gegensatz zu vielen Verlegern hatte er eine große Hochachtung vor seinen Autoren.

In jeder Beziehung hatte er Sinn für Qualität, ob es sich um das Manuskript, Papier oder Einbandstoff handelte. Das Jahr 1913 war für S. Fischer ein außergewöhnlich erfolgreiches. Es erschien der „Tunnel“ von Bernhard Kellermann. Mit gewohnter Sicherheit erklärte er schon bei Drucklegung des Romans, daß dieses Buch ein ganz großer Erfolg werden müsse,

und ich mußte ihm immer wieder neue Propagandavorschläge machen. Dabei dämmte er zwar meinen Elan manchmal heftig ein; aber sein Grundsatz, es hätte nur Zweck, für erfolgreiche Bücher Propaganda zu machen, hat sich als richtig erwiesen. Welche Bücher aber Auflagenerfolge haben würden, das wußte er fast immer genau. Er hat deswegen mit manchem weniger erfolgreichem Autor Meinungsverschiedenheiten gehabt und hat oft, ihren Wünschen nachgebend, eine entsprechend große Propaganda unternommen. Er behielt recht: sie hatte keine Wirkung.

Meine Verliebtheit in das Buch als solches wurde durch S. Fischer gesteigert. Ich sehe ihn jetzt noch vor mir, wenn er das erste fertige Exemplar in die Hand nahm. Ein Blumenzüchter kann eine neugezüchtete Rose nicht liebevoller ansehen als S. Fischer das fertige Buch. Er nahm es in die Hand, betrachtete es von allen Seiten, schlug es auf, wog es in der Hand, ein Lächeln ging über sein ganzes Gesicht, gelegentlich machte er auch eine witzige Bemerkung über die Absatzmöglichkeiten, legte es auf den Tisch, sah es noch einmal an, und dann wartete er auf die Absatzstatistiken, die er sich täglich vorlegen ließ.

Bei Kalkulationen seiner Bücher war er besorgt, das höchstmögliche Honorar für den Autor herausholen zu können. Dagegen hat er Preisunterbietungen durch erhöhte Rabattsätze nie mitgemacht. Er war von der Qualität seiner Bücher so durchdrungen, daß er nicht glaubte, den Absatz durch bessere Lieferungsbedingungen an den Buchhandel erhöhen zu können. Er hatte eine hohe Meinung von der Qualität des Bücherkäufers und Lesers.

Trotz seiner großen Erfolge war S. Fischer ein einsamer Mensch, der ausschließlich für seinen Beruf lebte. Er wollte auch innerhalb seines Betriebes Alleinherrscher sein. Deswegen mußte ich mich Ende 1913 von ihm trennen. Unsere freundschaftlichen Beziehungen wurden dadurch nicht unterbrochen.

S. Fischer hat mich immer für das gehalten, was er im Grunde seines Herzens selbst war — für einen Idealisten und Romantiker. Immer werde ich ihm dankbar sein für die vielen, vielen Gespräche, die ich mit ihm führen konnte. Für ihn und für mich — wir waren beide keine Salonhelden — war es stets das Schönste, in irgendeiner Ecke zusammensitzen und zu fachsimpeln. Diese Fachsimpeleien, oft vom herzlichen Lachen S. Fischers unterbrochen, fehlen mir jetzt. Sie gaben mir immer wieder Selbstbestätigung und erneute Freude am Beruf.

PAULA LUDWIG

TOTENFEIER

Für S. Fischer

Die Stimme, die im Herbst  
die Herde heimtreibt  
ist in mir —  
Der Schritt der vom Berge herabsteigt  
bewegt mich —  
Durch mein Herz rauscht der getroffene  
stürzende Flügel  
und es erfaßt mich  
nieder zieht es mich  
erdwärts.

Am Fuße der Gräber lieg ich  
betäubt vom Geruche des Wermuts —  
den schweigenden Wurzeln der Bäume  
sing ich mein dunkelstes Lied —  
Mit den schwarzen Armen der Zeder  
breite ich aus meine Trauer.

Ich ziehe sie an mich:  
die strömenden Tränen der Erde,  
den laut aufschluchzenden Wildbach,  
den eingeschlossenen Quell  
den langsam fallenden Tropfen  
aus eisiger Klammer . . .

Ich sammle sie um mich:  
die Meere, die blauen Inseln der Meere  
die düstere Nordsee —  
Wie die Frau in den Wald geht  
beim ersten Windstoß  
und Hölzer des Waldes sammelt  
Farnkraut und Rinde —  
so trage ich in mich  
in heiliger Eile  
Stücke des Erdballs.

Wehe!

Noch einmal zurück  
rufe ich süßere Düfte  
zwischen stechende Halme  
ruf ich das Antlitz der Blume zurück.  
Zwischen welken Wipfeln und verfallenem Wachstum  
setz ich noch einmal die grünen Stufen des Lebens,  
noch einmal mit anbetenden Händen  
baue ich auf  
die lichten Zellen der Rose . . .

Ich grabe sie aus  
aus dem Sande  
die verwehten rissigen Tafeln:  
erste Gespräche mit Gott.  
Ich richte sie auf  
die verschütteten Säulen:  
ihren erhabenen Leib  
rück ich ins Frührot  
kommender Menschheit.  
Die runden Tempel der Liebe  
die Türme des Glaubens  
gründe ich neu  
auf dem granitenen Grunde  
der All – Nacht.

Ich wölbe über meinem Auge  
höhere Himmel:  
Dome der Gnade  
Kuppeln der Inbrunst  
und die demütigen Dächer des Danks.

Ich rufe herzu  
die goldenen Tänzer der Sonne  
die silberbärtigen Hirten der Sterne  
den gongschlagenden Lama  
aus der Heimat des Schnees . . .

Ich erwarte sie alle:  
 die Beter, die Priester, die Opferstiere und Lämmer  
 und aus dem Dornstrauch der Welt  
 den leise blutenden Geist.

Eine große Flamme muß ich anzünden:  
 die Fische des Sees zu erleuchten  
 die Vögel des Himmels zu erwärmen  
 mit der Flamme Zunge  
 des Käuzchens kläglichen Schrei zu übertönen.

Keine Furcht stehe auf  
 kein Schatten falle in meine Braue,  
 denn der Vater kommt  
 wenn das Feuer brennt  
 zum Beginn des Gebets  
 und er nimmt meinen Laut  
 den Anfang des Lauts  
 er nimmt ihn auf  
 hinauf  
 zu seines Mundes ewig verhüllter Form —

Wir aber können an der Schwester Schulter nur —  
 der Weinenden —  
 hingehn.

THOMAS MANN

*GRABBEIGABE FÜR S. FISCHER*

**D**ie Nachricht vom Tode unseres alten Fischer kam nicht mehr unerwartet, — sie hat mich dennoch tief getroffen, und das Gefühl von der geschichtlichen Bedeutung seines Hingangs vertieft meinen persönlichen Kummer. Eine Epoche sinkt dahin, der ich mich geistig und moralisch zugehörig weiß; eine Arbeitsverbundenheit von fast vier Jahr-

zehnten endet, und mir ist weh ums Herz. Denn weit über diese sachliche Verbundenheit hinaus habe ich menschlich an ihm gehangen, wie er, das weiß ich, an mir. Nicht zufällig haben wir zueinander gefunden, ich bin mir dessen vollkommen bewußt, sondern nach dem Willen und den Gesetzen des Lebens — ich spreche hier von dem Verleger und dem Autor. Aber auch menschlich bestand zwischen uns, bei aller Verschiedenheit der Existenzform, der Herkunft und selbst der Jahre, eine gewisse Verwandtschaft der Lebensstimmung, der Schicksalsmischung, die keinem von uns entging. Wir hatten Sinn, der eine für das Leben des anderen — das ist es ja wohl, was man Freundschaft nennt. Und so habe ich es nicht nur geistig als ungehörig und traurig empfunden, sondern auch menschlich war es mir bitter, daß ich nicht mit den Freunden an seinem Grabe stehen und ihm ein Wort des Abschieds, des Dankes und der nicht endenden Anhänglichkeit nachsenden konnte.

Unter dem unmittelbaren Eindruck der Todesbotschaft habe ich an anderer Stelle\* über Fischers Persönlichkeit und seine nie auszulöschenden kulturellen Verdienste zu sprechen versucht und mag mich nicht wiederholen. Darum beschränke ich mich hier auf eine symbolische Handlung. Die alten Völker kannten die Zaubersitte des Totengeschenkes, der Grabbeigabe. Nicht nur aus Hausrat und Lebensmitteln bestand diese fromme Mitgift, sondern auch aus allerlei Kurzweil fürs Jenseits: Brettspielen, Musikinstrumenten, Märchenbüchern, Angelgerät und vielem anderen. Die stammesmäßig überkommene Liebe unseres Toten zum Buche, zur Schrift, zum Geiste, die ihn zu einem großen Verleger werden ließ, legt die literarische Grabbeigabe nahe. Aus den späteren Teilen meines biblischen Romanwerks, dessen erste beiden Bände noch zu seinen Lebzeiten in seinem Verlage erschienen, habe ich ein Kapitel ausgewählt und biete es seiner Zeitschrift für ihre Trauer- und Ehrenaussage an, indem ich es seinem Andenken widme. Es ist ein wenig magische Wunschträumerei dabei. Dies Buch seines Autors noch aufzunehmen, war er in seiner letzten Erdenzeit schon zu müde. Aber der Tod ist ja ein großer Wiederhersteller, und den Fischer von einst, der uns nun wieder ersteht, den Verewigten, denke ich mir gern in meinem Geschichtenbuch lesend, das von seinen Urvätern erzählt, und sehe sein Schmunzeln.

---

\* Basler Nachrichten vom Sonntag, 28. Oktober.

# WIE JOSEPH DEM POTIPHAR VERKAUFT WURDE

von  
THOMAS MANN

*Dem Andenken S. Fischers*

## Die Ismaeliter kommen vor Peteprês Haus

Gegen die Wüste zogen sie und die glühenden Hügel der Wüste, wo GRê am Morgen erschien und wo es also ins Gottesland ging, vor dem Meere der Roten Erde. Auf einem geebneten Wege zogen sie, ganz wie sie eingezogen waren, in Dotans Tal, nur daß jetzt nicht der wulstlippige Knabe, der Jupa hieß, sondern Joseph das Tier des Alten führte. Da kamen sie an eine Ringmauer mit fliehenden Wänden, lang und vielumfassend, aus deren innerem Bereiche schöne Bäume ragten, Sykomoren, Dornakazien, Dattel-, Feigen- und Granatbäume, außerdem die Oberteile lichtweißer und farbig bemalter Baulichkeiten. Joseph blickte darauf hin und dann zu seinem Herren empor, um an seiner Miene zu erkennen, ob das das Haus des Wedelträgers sei; denn ein Segenshaus war es offenbar. Aber der Alte sah schiefköpfig geradeaus, indes sie die Mauern entlang zogen, und ließ sich nichts merken, bis sich die Mauer zu einem Torbau erhob und einem gedeckten Torwege; da hielt er an.

Im Schatten des Torwegs war eine Ziegelbank, darauf saßen Burschen in Schurzen, vier oder fünf, und spielten ein Spiel mit den Händen.

Der Alte sah ihnen vom Tier herab eine Weile zu, bis sie anfangen, sich um ihn zu kümmern, die Hände sinken ließen, verstummten und ihn alle mit hochgezogenen Brauen spöttisch-verwundert ansahen, um ihn in Verlegenheit zu bringen.

„Seid gesund“, sprach der Alte.

„Freue dich“, antworteten sie achselzuckend.

„Was mag es für ein Spiel gewesen sein“, fragte er, „worin ihr euch um meiner Ankunft willen unterbracht?“

Sie sahen einander an und lachten abwechselnd.

„Um deiner Ankunft willen?“ wiederholte einer. „Wir haben uns aus Unmut unterbrochen, weil du andauernd Maulaffen feilhieltest.“

„Mußt du deine Kenntnisse aufbessern, alter Wüstenhase“, rief einerer, „genau hier und sonst nirgends, daß du uns nach unserem Spiele fragst?“

„Ich halte manches feil“, erwiderte der Alte, „nur Maulaffen nicht, so reich vervollständigt auch sonst meine Lasten sind, denn ich kenne die Ware nicht, entnehme aber aus eurem Unmut, daß ihr Überfluß daran habt. Daher denn auch wohl euer Trachten nach Zeitvertreib, das ihr, wenn ich nicht irre, in dem lustigen Spiele ‚Wieviel Finger‘ befriedigt.“

„Nun also“, sagten sie.

„Ich fragte nur nebenbei und einleitend“, fuhr er fort. „Dies hier sind also Haus und Garten des edlen Petepre, Wedelträgers zur Rechten?“

„Woher weißt du denn das?“ fragten sie.

„Meine Erinnerung lehrt es mich“, antwortete er, „und eure Antwort bestätigt es mir. Ihr aber seid, wie es scheint, zu Wächtern eingesetzt an des heiligen Mannes Tor und zu Meldeläufern, wenn vertrauter Besuch sich zeigt?“

„Ihr seid uns vertrauter Besucher!“ sagte der eine. „Nämlich Schnapper und Buschklepper der Wildnis. Ich danke.“

„Junger Torwart und Meldeläufer“, erwiderte der Alte, „du täuschest dich, und deine Weltkenntnis ist unreif wie grüne Feigen. Wir sind keine Schnapper und Strauchdiebe, sondern hassen solche und sind in der Ordnung das genaue Gegenteil von ihnen. Denn Wanderhändler sind wir, die hin und her handeln zwischen den Reichen und schöne Verbindungen pflegen, so daß wir wohl aufgenommen sind, wie überall so auch hier und in diesem vielbedürftigen Hause. Nur für den Augenblick sind wir's noch nicht, durch Schuld deiner Herbe. Aber ich rate dir, werde nicht schuldig vor Mont-kaw, deinem Vorsteher, der über dem Hause ist und mich seinen Freund nennt und schätzt meine Schätze! Sondern erfülle deinen Stand, der dir verliehen ist in der Ordnung, und laufe, dem Meier zu melden, die vertrauten Reishändler aus Ma'on und von Mosar, kurzum die midianitischen Kaufleute seien wieder einmal zur Stelle mit guten Dingen für des Hauses Kammern und Scheuern.“

Die Türhüter hatten Blicke gewechselt, als er den Namen des Vorstehers zu nennen gewußt hatte. Nun sagte der, zu dem er gesprochen, ein Pausback mit engen Äuglein:

„Wie soll ich dich wohl melden? Bedenke das, Alter, und zieh deine Wege! Kann ich zu ihm gelaufen kommen und melden: Die Midianiter von Mosar sind da, darum habe ich das Tor verlassen, wo um Mittag der Herr einfährt, und störe dich? Er wird mich ja einen Hundesohn nennen und mich beim Ohre nehmen. Er rechnet ab in der Bäckerei und

bespricht sich mit dem Schreiber des Schenkstisches. Er hat mehr zu tun als mit dir zu krämern um deinen Kram. Darum zieh!“

„Es ist schade um dich, junger Wächter“, sagte der Alte, „daß du dich zum Hindernis machst zwischen mir und meinem langjährigen Freunde Mont-kaw und legst dich mittenein wie ein Fluß voller Krokodile und wie ein Berg von unbesiegbarer Schroffheit. Heißt du nicht Scheschi?“

„Ha, ha, Scheschi!“ rief der Torhüter. „Teti heiße ich.“

„Das meinte ich“, versetzte der Alte. „Es liegt nur an meiner Aussprache und daran, daß mir Altem die Zähne schon fehlen, wenn ichs anders sagte. Also, Tschetschi (ei, es gelingt mir nicht besser), laß mich doch sehen, ob nicht eine trockene Furt durch den Fluß führt und vielleicht ein Ringelpfad um die Schroffen des Berges. Du hast mich versehentlich einen Schnapphahn genannt, hier aber“, sagte er und griff in sein Gewand, „ist in Wirklichkeit so ein Ding und ein hübsches, das dir gehört, wenn du springen und melden willst und Mont-kaw zur Stelle bringen. Da, hole es dir aus meiner Hand! Es ist nur ein kleines Beispiel meiner Schätze. Sieh, die Schale ist aus härtestem Holz, schön gebeizt, und hat einen Schlitz. Daraus biegst du die diamantscharf schneidende Klinge hervor, und siehe, das Messer steht fest. Drückst du aber die Klinge zum Griffe nieder, so schnappt sie ein in ihr Bette, eh' du zu Ende gedrückt und ruht versichert in ihrer Scheide, daß du das Ding im Schurze verbirgst. Nun also?“

Der junge Mensch kam heran und prüfte das Schnappmesser.

„Nicht dumm“, sagte er, „Ist es meins?“ und er steckte es ein. „Vom Lande Mosar?“ fragte er, „und aus Ma'on? Midianitische Händler? Wartet ein Weilchen!“

Und er ging hinein durch das Tor.

Der Alte sah ihm mit lächelndem Kopfschütteln nach.

„Wir haben die Feste Zel bezwungen“, sagte er, „und sind fertig geworden mit Pharaos Grenzwachen und Truppenschreibern. Wir werden wohl durchdringen hier zu meinem Freunde Mont-kaw.“

Und er ließ ein Schnalzen hören, das für sein Tier das Zeichen war, sich zu legen, damit er abstiege, wobei ihm Joseph behilflich war. Auch seine anderen Reiter gingen nieder; und sie warteten.

Nach einer Weile kam Teti wieder und sagte:

„Eintreten sollt ihr in den Hof. Der Vorsteher will kommen.“

„Gut“, erwiderte der Alte, „wenn er Wert darauf legt, uns zu sehen, so wollen wir uns Zeit lassen und ihm willfahren, obgleich wir noch weiter müssen.“

Und von dem jungen Wächter geführt, zogen sie durch den gedeckten Torweg, wo es halbt, in den Hof ein, der ganz mit gestampftem Lehm bedeckt war, die Gesichter dem offen stehenden und von schattenden Palmbäumen flankierten Torflügeln des inneren, aus Ziegeln erbauten und mit Scharten versehenen Mauervierecks zugewandt, aus welchem, mit bemaltem Säulenportal, schönen Gesimsen und dreieckigen, nach Westen offenen Windkaminen auf dem Dache, das Herrenhaus sich erhob.

Es lag in der Mitte des Grundstücks, an zwei Seiten, der westlichen und mittäglichen, umfaßt von den grünen Gründen eines Gartens. Der Hof war geräumig, und zwischen den Gebäuden, die, ohne Ummauerung in dem mitternächtlichen Teile des Anwesens, die Stirn gegen Süden gewandt, standen, waren reichliche Freiheiten. Das bedeutendste davon erstreckte sich zur Rechten der Einziehenden, lang, licht und zierlich, von Wächtern bewacht, und durch eine Tür gingen Dienerinnen mit Fruchtschalen und hohen Kannen aus und ein. Andere Frauen saßen auf des Hauses Dach, spannen und sangen. Weiter zurück nach Westen und gegen die Nordmauer war wieder ein Haus, vor dem es dampfte und vor dem Leute bei Braukesseln und Kornmühlen beschäftigt waren. Noch ein Haus war abermals weiterhin gegen Westen hinter dem Baumgarten, und Handwerker waren tätig davor. Dahinter, im nordwestlichen Winkel der Ringmauer lagen Viehställe und Kornspeicher mit Leitern.

Ein Segensanwesen ohne Zweifel. Joseph überflog es mit raschen Augen, die überall hindringen suchten, aber sich's recht zu eigen zu machen war ihm jetzt nicht gegönnt, denn er mußte helfen bei dem, was sein Herr sogleich nach ihrem Einzuge ins Werk setzte: nämlich die Lasten von den Kamelen zu nehmen und auf dem Lehmestrich des Hofes zwischen Torweg und Herrenhaus den Laden aufzuschlagen und auszubreiten die Angebote, damit der Verwalter oder wer handelslustig wäre unter den Seinen, einen lockenden Überblick habe über den Kram der Ismaeliter.

### Die Zwerge

**W**irklich war dieser bald von viel neugierigem Hofvolk umstanden, das die Ankunft der Asiaten beobachtet hatte und in dem Vorkommnis, an dem übrigens nichts Rares war, eine willkommene Ablenkung von seiner Arbeit oder auch vom bloßen Lungern erblickte. Es kamen nubische Wächter vom Frauenhause und Dienerinnen, deren Weibesgestalt nach

Landesbrauch klar und anschaulich durch den überfeinen Batist ihrer Gewandung schien; Gesinde vom Haupthause, je nach der Stufe, die sie auf der dienstbaren Rangstaffel einnahmen, nur mit dem kurzen Schurz oder noch mit dem längeren darüber und mit dem kurzärmeligen Oberkleide angetan; Leute vom Küchenhause, etwas Halbgerupftes in den Händen, Stallknechte, Handwerker vom Dienerhause und Gartenpfleger; diese alle kamen heran, schauten und schwatzten, beugten sich zu den Waren nieder, nahmen dies und das in die Hand und erkundigten sich nach dem Tauschwerte, ausgedrückt in Silber- und Kupfergewichten. Auch zwei Kleinwüchsige fanden sich ein, Zwergmänner: gleich ein Paar solcher schloß der Hausstand des Wedelträgers ein; aber wiewohl beide nicht mehr als drei Schuh hoch waren, wiesen sie große Unterschiede des Betragens auf, denn der eine war ein Matz, der andere würdigen Wesens. Dieser kam zuerst vom Haupthause her; auf Beinchen, die gegen den Oberkörper noch wiederum verkümmert erschienen, kam er bemüht-verständigen Ganges heran in aufrechter, sogar etwas hintübergelehnter Haltung, angelegentlich um sich blickend und in raschem Takt mit den Stummelärmchen rudern, wobei er die Handflächen nach hinten kehrte. Er trug einen gestärkten Schurz, der in schräger Dreiecksfläche vor ihm dahinstand. Sein hinten ausladender Kopf war groß im Verhältnis, mit kurzem Haar bedeckt, das in die Stirn und die Schläfen wuchs, seine Nase stark und seine Miene gleichmütig, ja bestimmt.

„Bist du der Führer des Handelszuges?“ fragte er, vor den Alten tretend, der sich neben den Waren auf seine Fersen niedergelassen hatte, was dem Däumling sichtlich willkommen war, da er so einigermaßen von gleich zu gleich mit ihm reden mochte. Seine Stimme war dumpf, er drückte sie möglichst tief hinab, wobei er das Kinn auf die Brust senkte und die Unterlippe einwärts über die Zähne zog. „Wer hat euch eingelassen? Die Außenwächter? Mit Erlaubnis des Vorstehers? Dann ist es gut. Ihr könnt bleiben und seiner warten, obgleich es ungewiß ist, wann er Zeit für euch findet. Führt ihr nützliche Dinge, schöne Dinge? Es ist wohl mehr Trödel? Oder sind auch höherwertige Objekte darunter, ernsthafte, schickliche und gediegene? Ich sehe Balsame, ich sehe Stöcke. Einen Stock könnte ich persönlich wohl brauchen, wenn er aus härtestem Holz und nach seiner Ausstattung für voll zu nehmen ist. Vor allem: habt ihr Leibesschmuck, Ketten, Halskrägen, Ringe? Ich bin der Pfleger der herrschaftlichen Kleider und des Geschmeides, der Vorsteher der Ankleidekammer. Dûdu

ist mein Name. Auch meinem Weibe könnte ich mit einem soliden Schmuckstücke eine Freude bereiten, Zeset, meiner Frau, zum Dank ihrer Mutterschaft. Seid ihr in dieser Richtung versehen? Ich sehe Glasfluß, ich sehe Tand. Worauf es mir ankäme, das wäre Gold, Elektron, es wären gute Steine, Blaustein, Kornalin, Bergkristall . . .“

Während dies Männlein dergestalt redete und forderte, kam aus der Richtung des Harems, wo es wohl vor den Damen Possen getrieben hatte, das andere gesprungen: verspätet, so schien es, war ihm der Zwischenfall zu Ohren gekommen, und voll kindischen Eifers spudete es sich, dabei zu sein, — laufend, so schnell seine dicken Beinchen ihn trugen, und dann und wann den Lauf auf ihnen beiden unterbrechend, um bloß auf einem zu hüpfen, wobei er mit dünner und scharfer Stimme, in einer Art von Freudenkrampf, kurzatmig hervorstieß:

„Was ist? Was ist? Was kommt vor in der Welt? Ein Auflauf, ein groß Getümmel? Was gibt es zu schauen? Was gibt's zu bestaunen auf unserem Hof? Handelsmänner — gar wilde Männer — Männer des Sandes? Da fürchtet der Zwerg sich, da ist er voll Neubegier, hopp, hopp, da kommt er zur Stelle gerannt . . .“

Mit der einen Hand hielt er eine rostfarbene Meerkatze auf seiner Schulter fest, die vorgestreckten Halses mit grell und schreckhaft aufgerissenen Augen von ihrem Sitze hinausstarrte. Die Kleidung dieses Wichtels war insofern lächerlich, als sie in einer Art von Festtracht bestand, die närrischerweise seine alltägliche zu sein schien, weshalb denn auch die feine Preßfältelung seines bis über die Waden reichenden Schürzleins mit dem fransenbesetzten Überfall sowie das durchsichtige Kamisölchen mit den ebenfalls plissierten Ärmeln zerknittert und unfrisch waren. Um die embryonischen Handgelenke trug er goldene Spiralringe, um das Hälschen einen zerzausten Blumenkranz, in dem mehrere andere eingehängt waren, welche um seine Schultern herumstanden, und oben auf der braunen Lockenperücke aus Wolle, die sein Köpfchen bedeckte, einen Salbkegel, der aber nicht wirklich aus schmelzendem Duftfett, sondern nur aus einem mit Wohlgeruch getränkten Filzzyylinder bestand. Anders als bei dem zuerst gekommenen, war das Gesicht dieses Zwerges kindlich-greis, klein-faltig, verhutzelt und alraunenhaft.

Während die Umstehenden Dûdu, den Kleiderwart, anständig begrüßt hatten, nahmen sie die Ankunft seines Schicksalsgenossen und Bruders im Untermaß mit Heiterkeit auf. „Wesir!“ riefen sie (das war wohl sein

Spottname). „Bes-em-heb!“ (Das war der Name eines vom Auslande eingeführten komischen Zwerggottes, verbunden mit der Bezeichnung „im Feste“, womit man auf die ewige Gala des Männchens anspielte.) „Willst du kaufen, Bes-em-heb? Wie er die Beine unter die Arme nimmt! Lauf, Schepsesbes!“ (das hieß „herrlicher Bes“, „Pracht-Bes“.) „Laufe und kaufe, doch erst verschnaufe! Kauf die eine Sandale, Wezir, und mach Rinderbeinchen darunter, dann hast du ein Bett, darin du dich ausstrecken kannst, aber einen Tritt mußt du ansetzen zum Einsteigen!“

So riefen sie ihm zu, und anlangend erwiderte er asthmatisch, mit seiner Grillenstimme, die wie aus einiger Ferne klang:

„Versucht ihr’s mit Witzen, ihr Ausgedehnten? Und gelingt es euch schon recht leidlich damit nach eurer Meinung? Der Wezir aber muß gähnen dabei – huh, huh –, denn ihn dünkt langweilig euer Witz, wie’s die Welt tut, auf die ein Gott ihn gesetzt hat, und in der alles für Riesen gemacht ist, die Waren, der Witz und die Weile. Denn wäre die Welt nach seinem Maße gemacht und ihm zur Heimat, so wäre sie kurzweilig auch, und man müßte nicht gähnen. Hurtige Jährlein und Doppelstündlein gäbe es dann und flinke Nachtwachen. Pick, pick, pick eilte das Herz, und flugs wär’ es abgelaufen, so daß geschwinde wechselten die Geschlechter der Menschen, – kaum hätte eines Frist, einen guten Spaß zu machen auf Erden, so wär’s schon dahin und ein anderes am Lichte. Lustig wäre das kleine Leben. So aber ist der Zwerg gesetzt ins Ausgedehnte und muß gähnen. Ich will eure ungeschlachten Waren nicht kaufen und euren vierschrotigen Witz nehm’ ich auch nicht geschenkt. Ich will nur sehen, was es Neues gibt in der Riesenweile auf unserem Hof – fremde Männer, Männer des Elends, Sandmänner und wilde Nomaden, in Kleidern, wie der Mensch sie nicht trägt . . . Pfui!“ unterbrach er plötzlich sein Zirpen, und sein Gnomengesicht zog sich in knittrigem Ärger zusammen. Er hatte Dûdu bemerkt, seinen Mitzwerg, der vor dem sitzenden Alten stand und Vollwertiges forderte, indem er mit den Stummelärmchen gestikuliert.

„Pfui!“ sagte der sogenannte Wezir. „Da ist der Gevatter, der Ehrenwerte! Muß mir der Kerl aufstoßen, da ich meine Neubegier stillen will – wie unangenehm! Schon steht er da, der Herr Kleiderbewahrer, ist mir zuvorgekommen und führt dumpfe Rede, höchst achtbar zu hören . . . Guten Morgen, Herr Dûdu!“ zirpte er, indem er, der Knirps, sich neben den anderen stellte. „Recht guten Vormittag, Euer Stattlichkeit, und jederlei

Hochachtung vor Eurer kernhaften Person! Darf man sich allenfalls nach dem Befinden Frau Zesets erkundigen, die den Arm um Euch schlingt, sowie nach den überragenden Sprossen, Esesi und Ebebi, den herzigen —?“

Sehr abschätzig wandte Dûdu den Kopf nach ihm über die Schulter, ohne ihn scheinbar recht mit dem Blicke zu finden, — vielmehr ließ er seine Augen irgendwohin vor den Füßen des anderen zu Boden gehen.

„Du Maus“, sagte er, indem er den Kopf gleichsam über ihm schüttelte und die Unterlippe einzog, so daß die obere darüber stand wie ein Dach. „Was krabbelst und pfeifst du? Ich achte dich nicht mehr als einen Taschenkrebs oder als eine taube Nuß, aus der nur ein Dämpflein stäubt, so achte ich dich. Wie magst du nach meinem Weibe Zeset fragen und verbirgst auch noch heimlichen Spott in deiner Erkundigung nach ihr und nach meinen aufstrebenden Kindern Esesi und Ebebi? Sie kommt dir nicht zu, die Nachforschung, weil sie nicht deine Sache ist, dir auch nicht ziemt, gebührt und ansteht, du Wurstl und Bruchstück . . .“

„Sehe doch einer an!“ erwiderte der, den sie „Schepses-Bes“ gerufen hatten, und sein Mienchen zerknitterte sich noch mehr. „Willst du dich über mich erheben, wer weiß wie hoch, und läßt deine Stimme wie aus einer Tonne kommen vor Ehrpußlichkeit, da du doch selbst über keinen Maulwurfshügel gucken kannst, und bist deiner Brut nicht gewachsen, geschweige denn der, die den Arm um dich schlingt? Ein Zwerg bist du immerdar, vom Zwergengeschlechte, so achtbar du dich gebärdest, und verweist es mir als Ungebühr, dich höflich nach deiner Familie zu fragen, weil’s mir nicht zieme. Ei, aber dir ziemt es wohl und steht dir recht zu Figur, unter den Ausgewachsenen den Eheherrn und Nestvater zu spielen, und beweisst dich mit einer Vollwüchsigen und verleugnest die kleine Art . . .“

Das Hofvolk lachte laut über die zankenden Männlein, deren wechselseitige Abneigung ihnen allen eine vertraute Quelle der Lustbarkeit zu sein schien, und trieb sie mit Dreinrufen recht zum Keifen an: „Gib’s ihm, Wezir!“ — „Tränk es ihm ein, Dûdu, Gatte der Zeset!“ — Aber der, den sie „Bes-em-heb“ gerufen hatten, hörte zu zanken auf und zeigte sich plötzlich unbeteiligt am Streite. Es war so, daß er neben dem Verhaßten stand und dieser vor dem sitzenden Alten. Aber neben diesem stand Joseph, so daß „Bes“ sich dem Sohne der Rahel gegenüber befand; und da er seiner gewahr wurde, ließ er die Rede fallen und betrachtete ihn unverwandt, indes sein ältliches Heinzelgesicht, das eben noch voll kleinem Ärger

gewesen, sich glättete und einen Ausdruck selbstvergessenen Forschens gewann. Der Mund blieb ihm offen, und wo die Brauen hätten sein sollen (aber er hatte keine), die Gegenden standen ihm hoch in der Stirn. Dieser Art sah er zu dem jungen Ibrim empor, und übrigens tat das Äffchen auf seiner Schulter es ihm gleich im gefesselten Schauen: weit vorgeschobenen Halses, mit weit und grell aufgerissenen Augen, starrte auch dieses hinauf in das Gesicht des Abramsenkels.

Joseph ließ sich die Prüfung gefallen. Lächelnd erwiderte er den Aufblick des Gnomen, und so verharrten sie, während der ernsthafte Zwerg, Dûdu, seine fordernde Rede gegen den Alten fortführte und auch die Aufmerksamkeit der anderen Hofleute den fremden Männern und Waren wieder zugewandt war.

Endlich sagte das Männlein mit seinem sonderbar fern klingenden Stimmchen und deutete sich mit dem Zwergenfinger auf die Brust:

„Se 'ench-Wen-nofre-Neteruhotpe-em-per-Amun.“

„Wie meint ihr?“ fragte Joseph . . .

Der Zwerg ließ seinen Spruch noch einmal hören, indem er fortfuhr, sich vor die Brust zu weisen. „Name!“ erklärte er. „Des Kleinen Name. Nicht Wezir. Nicht Schepses-Bes. Se'ench-Wen-nofre . . .“ Und er wiederholte die Phrase zum drittenmal, seinen Vollnamen, ebenso lang und prächtig wie er selber nichtig war von Person. Sein Sinn war: „Es erhalte das gütige Wesen (nämlich Osiris) den Götterliebbling (oder den Gottlieb) im Hause des Amun am Leben“; und Joseph verstand es auch.

„Ein schöner Name“, sagte er.

„Ja, schön, doch nicht wahr“, raunte der Kleine von fern. „Ich nicht wohlgefällig, ich nicht ‚Gottlieb‘, ich nur ein Lurch. Du wohlgefällig, du, Neteruhotpe“, so ist's schön und wahr.“

„Woher wißt ihr denn das?“ fragte Joseph lächelnd.

„Sehen!“ kam es wie von unter der Erde. „Deutlich sehen!“ Und er führte das Fingerchen an seine Augen. „Klug“, setzte er hinzu. „Klein und klug. Du nicht von den Kleinen, aber auch klug. Gehörst du jenem?“ Und er deutete auf den Alten, der mit Dûdu verhandelte.

„Ich gehöre ihm“, sagte Joseph.

„Von Kindesbeinen?“

„Ich wurde ihm geboren.“

„So ist er dein Vater?“

„Ein Vater ist er mir.“

„Wie heißest du?“

Joseph antwortete nicht sogleich. Er schickte der Antwort ein Lächeln voran.

„Osarsiph“, sagte er.

Der Zwerg blinzelte. Er bedachte den Namen.

„Bist du vom Schilfe gebürtig?“ fragte er. „Bist du ein Usir in den Binsen? Hat dich die herumirrende Mutter im Feuchten gefunden?“

Joseph schwieg. Der Kleine fuhr fort zu blinzeln.

„Mont-kaw kommt!“ hieß es da unter den Hofleuten, und sie fingen an, sich von hier zu verdrücken, damit Der über dem Hause sie nicht beim Gaffen und Feiern beträfe. Man sah ihn, wenn man zwischen Herren- und Frauenhaus hindurch in die Gegend des Hofes blickte, die vor den im nordwestlichen Winkel des Anwesens gelegenen Baulichkeiten offen lag: Dort ging und stand er, ein älterer, schön weiß gekleideter Mann, begleitet von einigen Schreibsklaven, die sich um ihn bückten und, Rohrfedern hinter den Ohren, seine Worte auf ihre Tafeln schrieben.

Er näherte sich. Das Hofvolk hatte sich zerstreut. Der Alte war aufgestanden. Doch unter diesen Bewegungen vernahm Joseph das gleichsam von unter dem Boden wispernde Stimmchen: „Bleib' bei uns, junger Sandmann!“

### Mont-kaw

**D**er Vorsteher war vor das offene Tor in der Zinnenmauer des Haupthauses gelangt. Diesem halb schon zugewandt, blickte er über die Schulter nach der Gruppe der Fremden, dem aufgeschlagenen Warenlager.

„Was ist das?“ fragte er ziemlich unwirsch. „Was für Männer?“

Wie es schien, hatte er die erstattete Meldung über anderen Geschäften vergessen, und wenig halfen die Reverenzen, in denen der Alte sich aus dem Abstände gegen ihn erging. Ein Schreiber erinnerte ihn, indem er auf seine Tafel deutete, auf der er offenbar den Zwischenfall schon verzeichnet hatte.

„Ja, so, die Reishändler aus Ma'on oder von Mosar“, sagte der Hausmeier. „Gut, gut, aber ich habe keinen Mangel, außer an Zeit, und die haben sie nicht zu verkaufen!“ Und er ging auf den Alten zu, der ihm geschäftig entgegenkam.

„Nun, Alter, wie geht's, nachdem sich die Tage vervielfacht?“ fragte Mont-kaw. „Sieht man dich auch einmal wieder vorm Hause mit deinem Kram, daß du uns damit bemogelst?“

Sie lachten. Beide hatten in ihren Mündern nur noch die unteren Eckzähne, die einsam wie Pfosten ragten. Der Vorsteher war ein kräftig unter-setzter Mann von fünfzig, mit ausdrucksvollem Haupt und dem ent-schiedenen Gebahren, das seine Stellung mit sich brachte, gemildert durch Wohlwollen. Sehr stark ausgebildete Tränensäcke waren unter seinen Augen und bedrängten sie von unten, so daß sie geschwollen und klein, fast wie Schlitzaugen erschienen, von starken und noch ganz schwarzen Brauen überspannt. Tiefe Furchen gingen von seiner wohlgeformten, wenn auch breit gelagerten Nase zum Munde hinab, zu Seiten der gewölbten und, wie die Wangen, glänzend rasierten Oberlippe, die sie stark aus dem Ant-litz hervorhoben. Am Kinn saß ein grau gesprenkelter Knebelbart. Das Haar war schon weit von der Stirn und über den Schädel zurückgewichen, aber am Hinterkopf von dichter Masse, und stand ihm fächerförmig hinter den Ohren, die Goldringe trugen. Etwas erbschlau Bäuerliches und wieder humoristisch Schiffsmannsmäßiges war in Mont-kaws Physiognomie, deren dunkel rotbraune Tönung kräftig gegen das Blütenweiß seiner Kleidung abstach, — dieses unnachahmlichen ägyptischen Leinens, das sich so köstlich fälteln ließ wie das unter dem Nabel ansetzende und aus-einanderstrebend weit herabhängende, aber nicht ganz bis zum Saume reichende Vorderblatt seines fußlangen Schurzrockes gefältelt war. Auch die weiten, halblangen Ärmel des in den Schurz geschobenen Leibstückes waren in feine Querfalten gepreßt. Die muskulösen Formen seines Oberkörpers schimmerten mitsamt der Leibesbehaarung durch den Batist.

Zu ihm und dem Alten hatte Dûdu, der Zwerg, sich gesellt; denn die beiden Unterwüchsigen hatten sich die Freiheit genommen zu bleiben. Mit den Stummeln rudern war Dûdu wichtig herangekommen.

„Ich fürchte, Vorsteher, du vergeudest deine Zeit an diese Leute“, sagte er mit ebenbürtigem Gehaben, wenn auch sehr von unten. „Ich habe das Ausgebreitete überprüft. Ich sehe Plunder, ich sehe Tand. Was fehlt, ist das Höherwertige und Ernstzunehmende, das sich schickte für des sehr Erhabenen Hof und Haus. Du wirst dir kaum seinen Dank erwerben, indem du etwas erwirbst von diesem Bettel.“

Der Alte war betrübt. Mimisch gab er zu verstehen, daß es ihm leid sei um die freundschaftliche und vielversprechende Heiterkeit, die des Vor-stehers Begrüßungsworte erregt hatten und die durch Dûdu's Strenge zerstört worden war.

„Aber ich habe schätzbare Schätze!“ sagte er. „Schätzbar, mag sein, nicht für euch Hofbeamte oder gar für den Herrn, ich will’s nicht gesagt haben. Aber wieviel Dienervolk ist nicht auf dem Hof, als das sind Bäcker, Bratköche, Gartenbewässerer, Läufer, Wächter und Wandsteher, – zahlreich wie der Sand, wiewohl immer so viele noch nicht, daß ihrer genug oder gar zu viele wären für einen so Großen wie Gnaden Petepre, Pharaos Freund, und man sie nicht immer noch vermehren könnte um einen oder den anderen Wohlschaffenen und Gewandten, sei es ein Inländer oder Ausländer, wenn er nur brauchig ist. Aber was schweife ich ab und plaudere, statt nur einfach zu sagen: Für die Vielen und ihren Bedarf kommst du auf als ihr Haupt, großer Meier, und dir dabei zur Hand zu gehen, ist des alten Minäers Sache, des Wanderhändlers, mit seinen vielbeförderten Schätzen. Sieh diese irdenen Lampen an, schön bemalt, von Gilead überm Jordan, – sie kosten mich wenig, sollt’ ich sie also hoch veranschlagen vor dir, meinem Gönner? Nimm einige davon geschenkt und laß mich deine Huld dafür sehen, so bin ich reich! Andererseits diese Krüglein mit Augenschminke nebst Zänglein und Löffeln aus Kuhhorn – ihr Wert ist nennenswert, ihr Preis aber nicht. Hier sind Hacken, ein unentbehrliches Werkzeug: ich gebe das Stück für zwei Töpfe Honig. Kostbarer schon ist dieser Säckchen Inhalt, denn es sind Askalunzwiebeln darin, von Askaluna, selten und schwer zu gewinnen, die alle Speisen würzen mit säuerlichstem Wohlgeschmack. Aber der Wein dieser Krüge ist achtmal guter Wein von Chazati im Land der Fenechier, wie es geschrieben steht. Siehe, ich staffele meine Angebote, ich steige vom Minderen zum Vorzüglichen auf und von ihm zum Erlesenen, das ist meine überlegte Gepflogenheit. Denn die Balsame hier und Weihrauchharze, der Bocksdorn gummi, das bräunliche Labdanum, sie sind der Stolz meines Handels und sind meines Hauses erklärter Leibartikel. Wir sind berühmt dafür in der Welt und beschrien zwischen den Strömen, daß wir in Schwitzereien stärker sind als irgendein Kaufmann, sei es ein ziehender oder sitzender, ein Mann des Gewölbes. ‚Das sind die Ismaeliter von Midian‘, heißt es von uns, ‚die tragen Würze, Balsam und Myrrhe von Gilead hinab gen Ägypten.‘ So ist es im Munde der Leute, – gerade als ob wir nicht noch ganz anderes trügen und führten, wie es sich trifft und findet, Totes und Lebendes, das Geschaffene oder auch wohl das Geschöpf, also daß wir die Männer sind, ein Haus nicht nur zu versorgen, sondern auch zu vermehren. Aber ich schweige.“

„Was, du schweigst?“ verwunderte sich der Verwalter. „Bist du krank? Wenn du schweigst, so kenn' ich dich nicht, sondern nur, wenn dir die Rede in sanftem Schwatz überm Bärtchen hervorgeht, — ich hab's noch im Ohr vom vorigen Mal und erkenn dich dran wieder.“

„Ist nicht“, versetzte der Alte, „die Rede des Menschen Ehre? Wer seine Worte wohl zu setzen weiß und hat Ausdrucksform, dem nicken Menschen und Götter Beifall, und er findet geneigte Ohren. Aber dein Diener ist wenig gesegnet mit Ausdrucksform und nicht Herr des Sprachschatzes, ich sage es offen, also daß er durch Beharrlichkeit der Rede ersetzen muß und ihren Dauerfluß was ihr abgeht an schöner Gewährtheit. Denn der Handelsmann muß in der Rede wohl fertig sein, und seine Zunge muß wissen sich einzuschmeicheln beim Kunden, sonst gewinnt er sein Leben nicht und bringt nicht an den Mann seine Sieben Sachen...“

„Sechse“, hörte man da das wispernde Stimmchen des Wichtels Gottlieb wie von fern, obgleich er ganz nahe stand, „sechs Sachen, Alter, hast du angeboten: Lampen, Salbe, Hacken, Zwiebeln, Myrrhen und Wein. Wo ist die siebente?“

Der Ismaeliter legte die Linke als Muschel ans Ohr und die Rechte suchend über die Augen. „Welches war“, fragte er, „die Anmerkung dieses mittelgroßen, festlich gekleideten Herrn?“

Von den Seinen einer verdeutlichte ihm den Einwurf.

„Ei“, erwiderte er darauf, „auch die siebente findet sich wohl noch unter all dem, was wir über die Myrrhen hinaus, die im Munde der Leute sind, hinab gen Ägypten geführt haben, und auch für sie will ich meine Zunge wohl laufen lassen, mit Beharrlichkeit, wenn schon nicht mit Gewährtheit, daß ich die Ware an den Mann bringe und an das Haus und die Ismaeliter aus Midian sich einen Namen machen um dessentwillen, was sie gen Ägypten tragen und führen.“

„Seid so gut!“ sagte da aber der Vorsteher. „Meint ihr, ich kann hier stehen und euch schwatzen hören die Tage des Rè? Er ist schon fast in seinem Mittag, erbarmt euch! Jeden Augenblick kann der Herr heimkehren aus dem Westen und wieder da sein aus dem Palaste. Soll ich's dem Gesinde anheimgeben und mich weiter nicht darum kümmern, ob alles seine Richtigkeit habe im Speisegemach mit den gebratenen Enten, den Kuchen, den Blumen, und der Herr sein Mahl finde, wie er's gewohnt ist,

nebst der Herrin und den heiligen Eltern vom Oberstock? Macht fort oder macht euch fort! Ich muß ins Haus. Alter, ich kann dich schlecht brauchen mit deinen Sieben Sachen, sehr schlecht, um offen zu sein —“

„Denn sie sind eines Bettlers Bettel“, flocht Dûdu, der Ehezwerg, ein. Der Verwalter blickte flüchtig auf den Gestrengen hinab.

„Du aber brauchst Honig, wie es mir schien“, sagte er zum Alten. „Also, ich gebe dir ein paar Töpfe von unserem gegen zwei solche Hacken, um dich nicht zu kränken noch deine Götter. Gib mir ferner fünf Sack von den Würzzwiebeln da, in des Verborgenen Namen, und fünf Gemäße von deinem Fenechierwein, im Namen der Mutter und des Sohnes! . . . Wie berechnest du das? Aber nenne nicht den dreifachen Preis, als Umstandskrämer, daß wir uns niederlassen und feilschen, sondern höchstens den doppelten, daß wir rascher auf den gerechten kommen, und ich kann ins Haus. Ich gebe dir Schreibpapier dafür im Truck und von dem Leinen des Hauses. Wenn du willst, kannst du auch Bier und Brote haben. Nur mach', daß ich fortkomme!“

„Du bist bedient“, sagte der Alte, indem er die Handwaage vom Gürtel löste. „Du bist auf Wink und Wort sofort und sonder Anstand bedient von deinem Diener. Was sage ich: sonder Anstand. Mit Anstand natürlich, doch sonder Anstände! Müßte ich nicht leben, die Sachen wären dein ohne Preis. So aber mache ich dir einen, daß ich zwar knapp lebe, aber mich gerade noch deinen Diensten erhalte, denn das ist die Hauptsache. — Heda!“ sagte er über die Schulter zu Joseph hin. „Nimm die Warenliste, die du gemacht hast, die Dinge schwarz, Gewicht und Menge aber in Rot! Nimm und lies uns das Gewicht der Askalotten sowie des Weines, das ihr Preis ist, aber rechne ihn stehenden Fußes und aus dem Stegreif in des Landes Wertmasse um, in Deben und Lot, daß wir wissen, was die Sachen wert sind in Pfunden Kupfers und uns der hohe Meier für ebensoviel Kupfer vom Leinen und Schreibpapier des Hauses spende! Ich aber will dir, mein Gönner, wenn du willst, die Güter noch einmal darwägen zur Probe und Prüfung.“

Joseph hielt die Rolle schon in Bereitschaft und trat damit vor, indem er sie entrollte. Neben ihm hielt sich Meister Gottlieb, der zwar bei weitem nicht in das Register zu blicken vermochte, aber aufmerksam zu den entrollenden Händen hinauf sah.

„Befiehlt mein Herr, daß sein Sklave den doppelten Preis nennt oder den gerechten?“ fragte Joseph bescheiden.

„Den gerechten, versteht sich; was faselst du?“ schalt der Alte.

„Aber der hohe Meier hat verordnet, daß du den doppelten nennst“, erwiderte Joseph mit dem anmutigsten Ernst. „Nenne ich nun den gerechten, so möchte er ihn für den doppelten halten und dir nur die Hälfte bieten – wie willst du dann leben? Besser wäre es, er hielte vielleicht den doppelten für den gerechten, und wenn er ihn auch noch etwas drückte, so lebtest du nicht allzu knapp.“

„He, he“, machte der Alte. „He, he“, wiederholte er und sah den Verwalter an, wie der das fände. Die Schreibdiener, mit den Binsen hinter den Ohren, lachten. Das Heinzel Gottlieb schlug sich sogar mit den Händchen aufs Bein, das er emporzog, indem er auf dem anderen hüpfte. Sein Alraunengesicht war in tausend Fältchen zwergischen Vergnügens zerknittert. Dûdu freilich, sein Bruder im Untermaß, schob das Dach seiner Lippe nur noch würdiger vor und schüttelte das Haupt.

Was Mont-kaw betraf, so hatte der den klugen jungen Registerträger, dem er bisher begreiflicher Weise keine Aufmerksamkeit geschenkt, mit einer Verwunderung ins Auge gefaßt, die sich rasch zur Betroffenheit verstärkte und schon nach kurzer Dauer eine vom Namen der Verwunderung nur wenig verschiedene, aber ungleich tiefer lautende Bezeichnung verdient hätte. Es ist möglich – wir wollen nur eine Vermutung blicken lassen, keine Behauptung wagen –, daß in diesem Augenblick, an dem vieles hing, der planende Gott seiner Väter ein Übriges für Joseph tat und ein Licht auf ihn fallen ließ, geeignet, im Herzen des Anschauenden das Zweckdienliche hervorzurufen. Derjenige, von dem die Rede ist, hat uns Gesicht, Gehör und alle Sinne zwar zu unserer eigenen Lebenslust frei vermacht; mit dem Reservate jedoch, sich ihrer auch wohl als Mittel und Eingangspforten seiner Absichten und zur Beeinflussung unseres Gemütes im Sinne mehr oder weniger weittragender Anschläge zu bedienen – daher unser Anheimgeben, das wir aber zurückziehen bereit sind, wenn seine Übernatürlichkeit dieser natürlichen Geschichte nicht angemessen erscheinen sollte.

Natürliche und nüchterne Deutungen sind hier besonders am Platze, denn Mont-kaw selbst war ein nüchterner und natürlicher Mann und dazu einer Welt angehörig, die schon weitab lag von solchen, denen die Vorstellung, unverhofft, am hellen Tage und sozusagen auf der Straße einem Gotte zu begegnen, etwas ganz Geläufiges gewesen war. Näher als die unsrige stand seine Welt immerhin solchen Möglichkeiten und Ge-

wärtigungen, mochten sie sich auch schon ins nur noch Halb und Halbe, nicht mehr ganz Eindeutige, Eigentliche und Wörtliche zurückgezogen haben. Es geschah, daß er den Sohn der Rahel erblickte und sah, daß er schön war. Die Idee des Schönen aber, die sich ihm gesichtsweise aufdrängte und sein Bewußtsein mit Beschlag belegte, hing denkgesetzlich für ihn mit der Vorstellung des Mondes zusammen, der seinerseits das Gestirn Djehutis von Chmunu, die Himmelserscheinung Thots, des Meisters von Maß und Ordnung, des Weisen, des Zauberers und des Schreibers, war. Nun stand da Joseph vor ihm, eine Schriftrolle in der Hand, und sprach für einen Sklaven, auch selbst für einen Schreibersklaven, recht schalkhaft-spitzfindige und kluge Worte, – das fügte sich beunruhigend in die Gedankenverbindung. Der junge Bedu und Asiat hatte keinen Ibiskopf auf den Schuletrn und war also selbstverständlich ein Mensch, kein Gott, nicht Thot von Chmunu. Aber er hatte gedanklich mit ihm zu tun und erschien zweideutig wie gewisse Worte es sind, zum Beispiel das Eigenschaftswort „göttlich“: diese Ableitung, die gegen das hehre Hauptwort, von dem sie stammt, zwar auch eine gewisse Abschwächung bedeutet, nicht seine ganze Wirklichkeit und Majestät beinhalten, sondern nur daran erinnern will und sich auf diese Weise halb im Uneigentlichen und Übertragenen hält, aber schwankenden Sinnes, auch wieder Eigentlichkeit beansprucht, insofern „Göttlich“ das Wahrnehmbar-Eigenschaftliche, die Erscheinungsform also des Gottes besagt.

Dergleichen Zweideutigkeiten ereigneten sich in dem Hausvorsteher Mont-kaw während seines ersten Blickes auf Joseph und erregten seine Aufmerksamkeit. Es war etwas Wiederkehrendes, was sich abspielte. Schon in anderen hatte es sich so oder ähnlich ereignet und sollte in wieder anderen sich ereignen. Man muß nicht glauben, daß es den Betroffenen sehr heftig bewegte. Was er dabei empfand, war nicht wesentlich mehr, als was wir in dem Ausruf „Teufel auch!“ zusammenfassen würden. Er sagte das nicht. Er fragte:

„Was ist denn das?“

„Was“, sagte er aus Geringschätzung und Vorsicht und erleichterte damit dem Alten die Antwort.

„Das“, entgegnete dieser schmunzelnd, „ist die Siebente Sache.“

„Es ist eine wilde Gewohnheit“, versetzte der Ägypter, „in Rätseln zu reden.“

„Liebt mein Gönner die Rätsel nicht?“ erwiderte der Alte. „Schade darum! Ich wüßte solcher noch mehr. Aber dies ist ganz einfach: Man hat mich bedeutet, meiner Sachen und Angebote seien nur sechs gewesen und nicht sieben, wie ich mich wohl gerühmt hätte und wie es auch schöner ist. Nun, dieses Stück Sklave hier, der mein Register führt, ist die siebente, ein kenanitischer Jüngling, den ich nebst meinen vielberufenen Myrrhen herab nach Ägypten geführt habe, und der mir feil ist. Nicht unbedingt ist er es mir und nicht, weil er mir nicht taugte. Er kann backen und schreiben und hat einen hellen Kopf. Doch für ein wertes Haus, ein Haus wie deines, kurzum: für dich ist er mir feil, wenn du ihn mir vergüten willst, daß ich auch nur knapp das Leben habe. Denn ich gönne ihm eine gute Unterkunft.“

„Wir sind komplett!“ erklärte der Vorsteher kopfschüttelnd mit einer gewissen Hast. Denn er war nicht fürs Zweideutige, weder im üblen, noch sogar auch im höheren Sinne, und sprach wie ein praktischer Mann, der den ihm unterstellten Geschäftsbereich, nüchtern wie er ist, gegen das Eindringen des Ordnungswidrigen und Höheren, des „Göttlichen“, sozusagen, in Schutz zu nehmen wünscht.

„Bei uns gibt es keine Vakanz“, sagte er, „und das Haus ist vollzählig. Wir brauchen keinen Bäcker noch einen Schreiber noch helle Köpfe, denn mein Kopf ist hell genug für das Haus, um es in Ordnung zu halten. Nimm deine Siebente Sache wieder mit auf den Weg und laß sie dir frommen!“

„Denn ein Bettel ist sie und ein Bettler und eines Bettlers Bettel!“ setzte Dûdu, Gatte der Zeset, gravitatisch hinzu. Aber ein anderes Stimmchen antwortete seiner dumpfen: das Grillenstimmchen Gottliebs, des Närrchens, das wisperte:

„Die siebente Sache ist die beste. Erwirb sie, Mont-kaw!“

Der Alte fing wieder an:

„Je heller der eigene Kopf, desto ärgerlicher die Dunkelheit der anderen, denn er leidet Ungeduld um ihretwillen. Ein heller Oberkopf braucht helle Unterköpfe. Diesen Diener habe ich deinem Hause schon zgedacht, als noch große Mengen Raum und Zeit lagen zwischen mir und dir, und ihn vor dein Haus herabgeführt, um dir ein Vorzugs- und Freundesangebot mit dem Stücke zu machen. Denn der Jüngling ist hell und beredt, daß es eine Annehmlichkeit ist, und hebt dir Zierlichkeiten aus dem Sprachschatz, daß es dich kitzelt. Dreihundertsechzimal im Jahr sagt er dir in verschiedener Ausdrucksform Gute Nacht und weiß auch noch für die fünf

Übertage was Neues. Sagt er aber nur zweimal dasselbe, so magst du ihn mir zurückgeben gegen Erstattung der Kaufsumme.“

„Höre, Alter!“ erwiderte der Vorsteher. „Alles gut. Aber da wir von Ungeduld sprechen – mit meiner Geduld bin ich nun so ziemlich am Rande. Ich finde mich gutmütig bereit, dir ein paar Kinkerlitzchen abzunehmen von deinem Kram, die ich gar nicht benötige, nur, um deine Götter nicht vor den Kopf zu stoßen und um endlich ins Haus zu können, – und so gleich willst du mir einen Gutenachtsagesklaven aufschwätzen und tust, als sei er dem Hause des Petepre bestimmt seit der Gründung des Landes.“

Hier ließ Dûdu, der Kleiderwart, von unten her ein sehr vollwertiges Spottgelächter hören, welches „Hoho!“ lautete; und der Vorsteher warf einen raschen, ärgerlichen Blick zu ihm hinab.

„Woher hast du es denn, dein Stück Wohlredenheit?“ fuhr er fort und streckte gleichzeitig, ohne hinzusehen, die Hand nach der Schreibrolle aus, die Joseph, hervortretend, ihm artig überreichte. Mont-kaw rollte sie auf und hielt sie sich in großer Entfernung vor Augen, da er schon stark über- sichtig war. Unterdessen erwiderte der Alte:

„Es ist, wie ich sagte. Schade darum, daß mein Gönner die Rätsel nicht liebt. Ich wüßte ihm eines zur Antwort, woher ich den Knaben habe.“

„Ein Rätsel?“ wiederholte der Vorsteher zerstreut, denn er betrachtete das Register.

„Rate es, wenn's gefällig ist!“ sagte der Alte. „Was ist das? ‚Eine dürre Mutter gebar ihn mir.‘ Kannst du das lösen?“

„Schrieb er das also?“ fragte Mont-kaw in Betrachtung. „Hm, – tritt zurück du! Es ist mit Frömmigkeit und Genuß vollzogen und mit Schmuck- sinn verrichtet, das will ich nicht abstreiten. Es könnte wohl ein Stück Wand zieren und taugte zur Inschrift. Ob es außerdem Hand und Fuß hat, kann ich nicht wissen, denn es ist Kauderwelsch. – Dürr?“ fragte er, denn mit halbem Ohr hatte er des Alten Worte gehört. „Dürre Mutter? Was redest du? Ein Weib ist dürr oder es gebiert. Was soll ich mit beidem auf einmal?“

„Es ist ein Rätsel, Herr“, erläuterte der Alte. „Ich war so frei, die Ant- wort in das Gewand eines Scherzrätsels zu kleiden. Gefällt es dir, so gebe ich die Lösung. Weit von hier stieß ich auf einen dünnen Brunnen, daraus es wimmerte. Da zog ich diesen zu Tage, der drei Tage im Bauche gewesen war, und gab ihm Milch ein. So ward mir der Brunnen zu einer Mutter und war dürr.“

„Nun“, sagte der Vorsteher, „es geht an mit deinem Rätsel. Aus vollem Halse lachen kann man nicht wohl darüber. Wenn man lächelt, so ist es schon pure Höflichkeit.“

„Vielleicht“, versetzte der Alte still-empfindlich, „würdest du es scherzhafter finden, wenn du es selbst gelöst hättest.“

„Löse du mir“, gab der Meier zurück, „ein anderes Rätsel, das viel schwieriger ist, nämlich daß und warum ich noch immer hier stehe und mit dir schwatze. Löse es mir besser, als du das deine gelöst hast, denn meines Wissens gibt es keine Unholde, die in Brunnen zeugen, so daß diese gebären. Wie kam also das Kind in den Bauch und der Sklave in den Brunnen?“

„Harte Herren und Vorbesitzer, von denen ich ihn kaufte“, sagte der Alte, „hatten ihn hineingeworfen um vergleichsweise geringer Fehler willen, die seinen Sachwert nicht mindern, denn nur auf Weisheitsdinge bezogen sie sich und feine Unterscheidungen, wie die zwischen ‚Auf daß‘ und ‚So daß‘ — es ist nicht der Rede wert. Ich aber erstand ihn, weil ich’s hier gleich zwischen den schätzenden Fingern hatte, daß der Bursche fein ist nach Maser und Faser, der Dunkelheit seiner Herkunft ungeachtet. Auch hat er seine Fehle bereut im Brunnen, und hat die Strafe ihn derart davon gesäubert, daß er mir ein vollwertiger Diener war und kann nicht nur reden und schreiben, sondern auch Fladen auf Steinen rösten von außergewöhnlichem Wohlgeschmack. Man soll das Seine nicht rühmen und es den anderen anheimgeben, es außergewöhnlich zu nennen; aber für den Verstand und die Anstelligkeit dieses durch harte Strafe Gesäuberten gibt es im Sprachschatze nur dieses eine Wort: sie sind außergewöhnlich. Und da nun einmal dein Auge auf ihn gefallen ist und ich dir eine Sühne schulde für meine Torheit, dich mit Rätseln zu plagen, so nimm ihn zum Geschenk von mir für Petepre und sein Haus, über das du gesetzt bist! Weiß ich doch wohl, daß du auf ein Gegengeschenk für mich denken wirst aus den Reichtümern Petepres, auf daß und so daß ich lebe und auch zukünftig dein Haus versorgen kann und es sogar mehren.“

Der Vorsteher sah Joseph an.

„Ist es wahr“, fragte er mit angemessener Barschheit, „daß du beredt bist und ergötzliche Sprüche zu sagen weißt?“

Jaakobs Sohn nahm all sein Ägyptisch zusammen.

„Dieners Rede ist keine Rede“, antwortete er mit einem Wort des Volkes. „Daß der Geringe verstumme, wenn Große sich besprechen, ist der An-

fang jeder Buchrolle. Auch ist mein Name, mit dem ich mich nenne, ein Name des Schweigens.“

„Wieso! Wie heißt du denn?“

Joseph zögerte. Dann schlug er die Augen auf.

„Osarsiph“, sagte er.

„Osarsiph“, wiederholte Mont-kaw. „Den Namen kenne ich nicht. Er ist zwar nicht fremd, und man kann ihn verstehen, da der von Abôdu darin vorkommt, der Herr des ewigen Schweigens. Doch ist er auch wieder nicht landesbräuchlich, und man heißt nicht so in Ägypten, weder jetzt, noch tat man es unter früheren Königen. Hast du nun aber auch einen Schweigenamen, Osarsiph, so sagte doch dein Herr, daß du angenehme Wünsche sprechen kannst und weißt verschiedentlich Gute Nacht zu sagen am Tagesende. Nun, auch ich gehe schlafen heute Abend und kauere mich auf mein Bett im Sondergemach des Vertrauens. Wie sagst du zu mir?“

„Ruhe sanft“, antwortete Joseph mit Innigkeit, „nach des Tages Mühsal! Mögen deine Sohlen, die versengt sind von der Glut seines Pfades, selig hinwandeln auf den Moosen des Friedens und deine ermattete Zunge geletzt werden von den murmelnden Quellen der Nacht!“

„Na, das ist ja allerdings rührend“, sagte der Vorsteher und bekam Tränen in die Augen. Er nickte dem Alten zu, der ebenfalls nickte und sich schmunzelnd die Hände rieb. „Wenn man Plage hat in der Welt, wie ich, und fühlt sich zuweilen auch nicht ganz extra, weil einen die Niere drückt, dann rührt einen das geradezu. Können wir denn“, wandte er sich an seinen Schreiber, „im Namen des Set einen Jungsklaven brauchen — allenfalls einen Lampenanzünder oder Bodenbesprenger? Was meinst du, Cha'ma't?“ sagte er zu einem Langen mit vorfallenden Schultern und mehreren Rohren hinter jedem Ohr. „Brauchen wir einen?“

Die Schreiber gebärdeten sich unentschieden und bezweifelten das Ja wie das Nein, indem sie die Münder verschoben, die Köpfe zwischen die Schultern zogen und mit den Händen halbhoch in die Luft fuhren.

„Was ist brauchen?“ antwortet der Chamat Genannte. „Ist ‚brauchen‘: ‚Ermangeln und nicht missen können‘ — dann nicht. Zu brauchen aber ist auch das Entbehrliche. Es käme auf den Preis an fürs Angebot. Will dir der Wilde einen Schreibsklaven verkaufen, so verjage ihn, denn Schreiber sind wir genug und brauchen weder einen, noch können wir einen brauchen. Bietet er dir aber einen Niedrigen für die Hunde oder das Badezimmer, so laß ihn seinen Preis dafür machen.“

„Also, Alter“, sagte der Vorsteher, „beeile dich! Was willst du haben für deinen Brunnensohn?“

„Es ist der deine!“ erwiderte der Ismaelit. „Da wir überhaupt auf ihn zu sprechen gekommen und du fragst mich nach ihm, gehört er schon dir. Wahrlich, es schickt sich nicht, daß ich den Wert des Gegengeschenkes bestimme, daß du mir, wie es scheint, zu reichen beabsichtigst. Aber da du befehlst – der Pavian sitzt neben der Waage. Wer da Maß und Gewicht verletzt, wird überführt durch die Macht des Mondes! Zweihundert Deben Kupfers, so muß man den Wert des Dieners schätzen nach seinen außergewöhnlichen Eigenschaften. Die Zwiebelchen aber und den Wein von Chazati bekommst du in einem damit als Dreingabe und Zuwaage der Freundschaft.“

Der Preis war gepfeffert, zumal da der Alte sehr recht getan, den wildwüchsigen Askalotten und dem stark populären Fenechierwein den Charakter der Zugabe zu geben und eigentlich die ganze Forderung auf den Jungsklaven Osarsiph zu rechnen war, – eine dreiste Bewertung, selbst zugegeben, daß von den Sieben Sachen der Reishändler, die berühmten Myrrhen nicht ausgenommen, nur diese eine den Transport nach Ägypten lohnte, ja, dann selbst, wenn man die Dinge unter dem Gesichtswinkel betrachtet, daß der ganze Handel der Ismaeliter nur eine Zugabe war und ihr alleiniger Lebenssinn darin bestand, daß sie den Knaben Joseph herab nach Ägypten brächten, damit sich die Pläne erfüllten. Man wagt nicht, zu unterstellen, daß irgendein Anflug der Ahnung solchen Bewandnisses die Seele des alten Minäers berührt hatte; dem Vorsteher Mont-kaw jedenfalls lag solche Auffassung weltenfern, und es ist anzunehmen, daß er selbst gegen die Überforderung protestiert haben würde, wenn nicht Ehren-Dûdu, der Kleinmann, sich eingemischt hätte und ihm zuvor gekommen wäre. Vollwertig ging ihm die Verwahrung unterm Dache der Oberlippe hervor, und seine Händchen am Ende der Stummelarme gestikulierten vor seiner Brust.

„Das ist lächerlich!“ sagte er. „Das ist hochgradig und unleidlich lächerlich, Vorsteher, wende dich zornig ab! Es ist unverschämt von diesem alten Gaudiebe, dir von Freundschaft zu reden, als ob es dergleichen geben könne zwischen dir, einem ägyptischen Manne, der da den Gütern vorsteht eines Großen, und ihm, dem Wilden des Sandes! Mit seinem Handel aber ist es ein Leim und ist ein Falleisen, denn soviel wie zweihundert Kupferdeben will er dir abnehmen für den Tölpel hier“ – und er fuhr mit dem

flachen Händchen zu Joseph hinauf, neben dem er Posto gefaßt hatte —, „für solche Rotznase der Wüste und für eine verdächtige Bettelware. Denn das Stück ist mir äußerst verdächtig und kann zwar süßes Geschwätz geben von Moosen und Marmelquellen, aber wer weiß, um welcher untilgbaren Laster willen in Wahrheit er mit der Grube Bekanntschaft gemacht hat, aus der ihn der alte Schelm will gezogen haben. Meine Rede aber ist, daß du den Gimpel nicht kaufen sollst, und mein Rat, daß ich dir abräte, ihn zu erwerben für Petepre, denn er wird dir's nicht danken.“

So Dûdu, der Vorsteher der Schmuckkästen. Aber nach seiner Stimme vernahm man ein Stimmchen wie das einer Grille aus dem Grase: die Stimme Gottliebchens im Festkleide, des „Wezir“, der an Josephs anderer Seite stand —, sie beide hatten ihn in die Mitte genommen.

„Kaufe, Mont-kaw!“ wisperte er und stand auf den Zehen. „Kaufe den Sandknaben! Von allen sieben Sachen kaufe nur ihn allein, denn er ist die beste! Traue dem Kleinen, der sieht! Gut, schön und klug ist der Osarsiph. Gesegnet ist er und wird dem Hause ein Segen sein. Nimm feinen Rat!“

„Nimm keinen unterwertigen Rat, sondern gediegenen!“ rief der andere dagegen. „Wie will dieser Hutzel dir wohl gediegenen Rat erteilen, da er selbst nicht gediegen ist und nicht für voll zu nehmen, sondern eine Nuß voller Wind? Hat er doch kein Schwergewicht in der Welt und kein Bürgertum, sondern treibt obenauf wie ein Kork, der Springer und Juxer, — wie will er da vollgültig raten und urteilen in Dingen der Welt, über Waren und Menschen und Menschenware?“

„Ach, du ehrpußlicher Gauch, du ganz biderber!“ schrie Bes-em-hep, und sein Gnomengesicht war in tausend Runzeln der Wut zerknittert. „Wie willst denn urteilen du und im geringsten noch feinen Rat geben, abtrünniger Wicht? Hast die kleine Weisheit vertan, da du verleugnet dein Zwergentum und dich mit einer Ausgedehnten beweibt, auch lattenlange Kinder ins Leben gesetzt, Esesi genannt und Ebebi, und spielst den Würdebold. Bist zwar ein Zwerg geblieben nach deiner Statur, und siehst nicht über den Grenzstein des Feldes. Aber deine Dummheit ist vollwüchsig und gänzlich verplumpt dein Urteil über Waren und Menschen und Menschenware . . .“

Es war kaum zu glauben, wie sehr den Dûdu diese Vorwürfe erbitterten und diese Kennzeichnung seines Geisteszustandes ihn in Wut versetzte. Er wurde käsefarben in seinem Gesicht, das Dach seiner Oberlippe bebte, und er stieß giftige Gegenreden hervor über Gottliebs Windigkeit und

Mangel an Vollwert, die dieser mit Bosheiten über den Verlust aller feineren Intelligenz zugunsten der Ehrpußligkeit heimzuzahlen nicht faul war; und so zankten und keiften die Männlein, ihre Hände auf den Knien, zu beiden Seiten Josephs und um ihn herum aufeinander hin, wie um einen Baum, der sie trennte und voreinander schützte: und die Versammelten alle, Ägypter und Ismaeliter, der Vorsteher mit eingeschlossen, lachten herzlich über den Kleinkrieg da unten, — doch kam plötzlich alles zum Stehen.

### Potiphar

**A**uf der Straße nämlich, von fern, ward Geräusch laut und schwoll: Pferdegetrappel, Räderrollen, auch das Dappeln laufender Menschenfüße sowie vielstimmige Rufe zur Achtsamkeit; und das näherte sich in großer Schnelle, war schon gleich vor dem Tor.

„Da haben wir's“, sagte Mont-kaw. „Der Herr. Und die Ordnung im Speisegemach? Große Dreiheit von Theben, für lauter Possen hab' ich die Zeit vertan! Still, ihr Untervolk: oder es gibt Ledernes! Chamat, mache den Handel fertig, ich muß mit dem Herrn ins Haus! Nimm die Waren für einen vernünftigen Preis! Sei gesund, Alter! Komm' einmal wieder vors Haus in fünf oder sieben Jahren!“

Und er wandte sich eilig. Die Torwächter der Ziegelbank schrien in den Hof hinein. Von verschiedenen Seiten kamen Dienstleute gelaufen, die auf ihren Stirnen die Einfahrt des Gebieters zu säumen wünschten. Und schon rasselte auch der Wagen und widerhallte der Trab der Läufer im steinernen Torbau: Petepre fuhr herein, keuchende Warnrufer voran, keuchende Fächerträger daneben und hinterdrein, zwei schimmernde, schön geschirrte, mit Straußenfedern geschmückte Braune von übermäßigem Gehaben vor der kleinen zweiräderigen Karosse, einer Art von Galanteriegefährt mit leicht geschwungenem Geländer, — nur eben zu zweien mit seinem Lenker mochte er darin stehen — doch stand dieser müßig und schien nur ehrenhalber dabei, denn Pharaos Freund fuhr selbst, man sah es ihm an der Miene an und am Schmucke, daß es der Herr war, der da Zügel und Geißel führte: ein überaus großer und dicker Mann mit kleinem Munde, wie Joseph in großem Zuge bemerkte; doch war seine Aufmerksamkeit hauptsächlich von dem Feuerwerk in Anspruch genommen, das die in die Radspeichen des Wagens eingelassenen bunten Steine, in der Sonne umlaufend, verursachten, — ein Schauspiel farbig sich

drehenden Gefunkels, das Joseph Benjamin, dem Kleinen, gegönnt hätte, und dessen Schönheit sich, wenn auch nicht so umgetrieben, an Peteprès Person wiederholte: an seinem Halskragen nämlich, einem prächtigen Stück Kunstgewerbe, bestehend aus zahllosen, länglichen und reihenweise mit den Schmalseiten aneinandergesetzten Emaille- und Edelsteinplättchen von jederlei Kolorit, welche ebenfalls in dem gewaltigen Weißlichte, das der gipfelnde Gott auf Wëset und diesen Ort herniederprallen ließ, einen prasselnden Farbenbrand von Geglitzer zeitigten.

Die Rippen der Läufer flogen. Das geputzte Gespann stand stampfend, augenrollend und schnaubend, und ein Diener, der ihm in die Zügel gegriffen, klopfte ihm unter guten Reden die schweißigen Hälse. Gerade zwischen der Gruppe der Handelsleute und dem Tore der Ringmauer des Haupthauses, bei den Palmbäumen, hielt der Wagen, und vor dem Tore hatte Mont-kaw sich zur Begrüßung aufgestellt und trat nun lächelnd gebückt, mit beglückten Gebärden und vor Bewunderung sogar den Kopf schüttelnd, heran, um dem Herrn die Hand zum Aussteigen zu bieten. Peteprè gab Zügel und Geißel dem Wagenlenker, worauf er nur noch einen kurzen, aus Rohr und vergoldetem Leder gemachten Stab, der sich vorne rollenartig verdickte, eine Art von verfeinerter Keule, in seiner kleinen Hand behielt. „Mit Wein waschen, gut zudecken, herumführen!“ sagte er mit feiner Stimme, indem er dies elegante, zum leichten Zeichen der Befehlshaberschaft gewordene Überbleibsel einer wilden Waffe gegen die Pferde hob, wies die erbötige Hand zurück und sprang selbständig, lebhaft in seiner Schwere, vom Korbe, obgleich er geruhig hätte hinabsteigen können.

Joseph sah und hörte ihn vorzüglich, besonders, da der Wagen langsam gegen die Ställe hin weiterfuhr und den Ismaelitern den Blick auf den Herrn und den Hausmeister, die dem Gespann nachblickten, freigab. Der Würdenträger war vielleicht vierzig Jahre alt, oder fünfunddreißig, und wirklich von Turmesgröße, — Joseph mußte an Ruben denken angesichts dieser Säulenbeine, sich abzeichnend unter dem Königsleinen des nicht ganz knöchellangen Gewandes, das auch die Falten und hängenden Bänder des Schurzes durchblicken ließ; doch war diese Leibesmassigkeit ganz anderer Art als die des heldischen Bruders: sehr fett nämlich überall, besonders aber in der Gegend der Brust, die doppelhügelig unter dem zarten Batiste des Obergewandes vorsprang und beim unnötig unternehmenden Absprung vom Wagen nicht wenig geschwappt hatte. Ganz klein war der

Kopf, im Verhältnis zu dieser Höhe und Fülle, und edelgebildet, mit kurzem Haar, kurzer, fein gebogener Nase, zierlichem Munde, einem angenehm vorspringenden Kinn und lang bewimperten, stolz verschleiert blickenden Augen.

Mit dem Verwalter im Schatten der Palmen stehend, folgte er wohlgefällig den im Schritt sich entfernenden Hengsten mit seinen Blicken.

„Sie sind äußerst feurig“, hörte man ihn sagen. „Weser-Min noch mehr als Wepwawet. Sie waren ungezogen, sie wollten mir durchgehen. Ich aber bin fertig mit ihnen geworden.“

„Nur du wirst das“, antwortete Mont-kaw. „Es ist erstaunlich. Dein Lenker Neternacht würde nicht wagen, es mit ihnen aufzunehmen. Keiner vom Hause würde das wagen, so toll sind die Syrer. Sie haben Feuer in ihren Adern anstatt des Blutes. Es sind keine Pferde, es sind Dämonen. Du aber bezwingst sie. Sie spüren die Hand des Herrn, da beugt sich ihr Mutwille, und gebändigt laufen sie dir im Geschirr. Du aber, nach dem siegreichen Kampfe mit ihrer Wildheit, bist nicht etwa ermüdet, sondern springst, mein Herr, aus deinem Wagen, wie ein kühner Knabe!“

Peteprê lächelte flüchtig mit den vertieften Winkeln seines kleinen Mundes.

„Ich beabsichtige“, sagte er, „diesen Nachmittag noch dem Sebek zu huldigen und auf Wasserjagd zu gehen. Triff die Vorkehrungen und wecke mich rechtzeitig, wenn ich schlafen sollte. Es sollen Wurfhölzer im Kahne sein und Speere zum Fischestechen. Aber auch für Harpunen Sorge, denn man hat mir gemeldet, daß ein Flußpferd von großer Stärke sich in den toten Arm verirrt hat, wo ich jage, und um dieses vor allem ist mirs zu tun: ich will es erlegen.“

„Die Gebieterin“, erwiderte der Vorsteher mit niedergeschlagenen Augen, „Mut-em-enet wird zittern, wenn sie es hört. Laß dich erbitten, das Flußpferd wenigstens nicht eigenhändig anzugehen, sondern diese Gefahr und Beschwerde den Dienern zu überlassen! Die Herrin . . .!“

„Das freut mich nicht“, antwortete Peteprê, „ich werfe selbst.“

„Aber die Herrin wird zittern!“

„Sie zittere! – Es hat doch“, fragte er, indem er sich dem Verwalter mit plötzlicher Bewegung zuwandte, „gute Ordnung im Hause? Kein

Mißgeschick oder Zwischenfall? Nichts? Was sind das für Leute? Gut, Wanderhändler. Die Herrin ist heiter? Die hohen Eltern im Oberstock sind gesund?“

„Ordnung und Wohlsein sind vollkommen“, gab Mont-kaw zur Antwort. „Die holdselige Herrin hat sich am späteren Morgen zu Besuch tragen lassen bei Renenutet, der Gemahlin des Oberrindenvorstehers des Ammun, um sich mit ihr im Gottesgesange zu üben. Sie ist zurückgekehrt und hat Tepem'anch, dem Schreiber des Hauses der Abgeschlossenen, befohlen, Märchen vorzulesen, wobei sie die Geneigtheit hatte, die Süßigkeiten zu küssen, die dein Knecht ihr darbieten ließ. Was die allerwürdigsten Eltern betrifft, im Oberstock, so ruhten sie, über den Fluß zu setzen und im Totentempel des mit der Sonne vereinigten Gottesvaters, Thutmose, zu opfern. Aus dem Westen zurückgekehrt, haben die hohen Geschwister, Huij und Tuij, die Zeit verbracht, indem sie sehr friedlich und heilig Hand in Hand im Lusthäuschen am Teich deines Gartens saßen und die Stunde deiner Heimkehr erwarteten, auf daß das Hauptmahl gereicht werde.“

„Du kannst auch sie“, sagte der Hausherr, „unterrichten und es einfließen lassen unter der Hand, daß ich noch heute das Flußpferd angehen will. Sie dürfen es wissen.“

„Nur leider“, erwiderte der Verwalter, „werden sie deswegen in große Ängstlichkeit verfallen.“

„Das macht nichts“, erklärte Petepre. — „Man hat hier“, setzte er hinzu, „wie es scheint, nach Gefallen gelebt diesen Vormittag, indes ich Ärger hatte bei Hofe und Verdruß im Palaste Merima't.“

„Du hattest —?“ fragte Mont-kaw bestürzt. „Wie ist das möglich, da doch der gute Gott im Palaste . . .“

„Man ist Truppenoberst“, hörte man den Herrn noch im Sichwegwenden sagen — und er zuckte die massigen Schultern dabei — „und Oberster der Scharfrichter oder man ist es nicht. Ist man's aber nur . . . und es gibt da so einen . . .“ Seine Worte verloren sich. Mit dem Hausmeier, der, lauschend und antwortend gegen ihn geneigt, sich etwas hinter ihm hielt, schritt er zwischen handerhebenden Dienern hin durch das Tor und gegen sein Haus. Joseph aber hatte „Potiphar“ gesehen, wie er bei sich selbst den Namen zu sprechen pflegte, den Großen Ägyptens, an den er verkauft wurde.

## Joseph wird zum andern Mal verkauft und wirft sich nieder

**D**enn das geschah nun. Chamat, der lange Schreiber, tätigte im Namen des Vorstehers mit dem Alten das Geschäft, in Gegenwart der Zwerge. Aber Joseph hatte kaum acht darauf, wie es zuing und wie hoch ers im Preise brachte, so umfungen war er von Nachdenklichkeit und so beschäftigt mit seinen ersten Eindrücken von der Person seines neuen Besitzers. Sein Glitzerkragen nebst Lobgold und seine überfette, doch stolze Gestalt; sein Absprung vom Wagen und die Schmeicheleien, die Mont-kaw ihm über seine Kraft und Kühnheit als Pferdewändler gesagt; sein Vorhaben, eigenhändig das wilde Flußpferd zu bekämpfen, unbekümmert darum, ob Mut-em-enet, seine Gemahlin, und Huij und Tuij, seine Eltern, deswegen zitterten (wobei das Wort „Unbekümmtheit“ sein Verhalten noch nicht einmal erschöpfend zu kennzeichnen schien); sein rasches Fragen, andererseits, nach der ungestörten Ordnung im Hause und der Heiterkeit der Herrin; sogar noch die bruchstückhaften Andeutungen über erlittenen Verdruß bei Hofe, die im Weggehen von seinen Lippen gefallen waren – all dies gab dem Sohne Jaakobs aufs angelegentlichste zu denken, zu prüfen, zu raten, er arbeitete im stillen daran, es zu ergründen, zu deuten und zu ergänzen, wie jemand, der sich so schnell wie möglich zum geistigen Herrn der Umstände und Gegebenheiten zu machen sucht, in die er von ungefähr versetzt worden und mit denen er zu rechnen hat.

Ob er, so gingen seine Gedanken, eines Tages neben „Potiphar“ im Wagen stehen würde als sein Rosselenker? Ob er ihn auf die Lustjagd im toten Nilarm begleiten würde? Tatsächlich, man glaube es oder nicht, sann er schon zu dieser Stunde, kaum vors Haus gebracht und nach erstem aufmerksam-raschem Überblick über Dinge und Menschen, darauf, wie er wohl, früher oder später, doch ehetsunlichst, an die Seite des Herrn gelangen könne, des Höchsten in diesem Kreise, wenn auch des Höchsten nicht in Ägypterland – und aus dem Zusatz erhellt, daß die unabsehbaren Schwierigkeiten, die vor dem ersten, nur allzu fernen Ziele lagen, ihn schon damals nicht hinderten, entlegenerer noch zu gedenken, die Verbindung mit noch endgültigeren Verkörperungen des Höchsten sich vorschweben zu lassen.

So war er; wir kennen ihn. Hätte er es bei weniger Anspruch gebracht im Lande, wohin ers brachte? Er war in der Unterwelt, zu welcher der

Brunnen der Eingang gewesen – nicht Joseph mehr: Osarsiph; und daß er der Letzte war von den Unteren, das durfte nicht lange währen. Rasch flog sein Blick hin über Gunst und Ungunst. Mont-kaw war gut. Er hatte Tränen in die Augen bekommen beim sanften Gruß, weil er sich öfters nicht extra fühlte. Auch Gottlieb, das Närrchen, war gut und offenbar be-seelt und bestellt, ihm zu helfen. Dûdu war ein Feind – so lange ers blieb; vielleicht war ihm beizukommen. Die Schreiber hatten Eifersucht an den Tag gelegt, weil er auch einer war: dies Mißgefühl war schonend in acht zu nehmen. So wog er die nächsten Aussichten ab, – und fehlerhaft wäre es, deswegen mit ihm zu rechten und ihn einen niedrig Bestrebten zu nennen. Das war Joseph nicht, und nicht so sind seine Gedanken richtig beurteilt. Er dachte und sann nach höherer Pflicht. Gott hatte seinem Leben, das töricht gewesen war, ein Ende gemacht und ihn auferstehen lassen zu einem neuen; Er hatte ihn vermittelt der Ismaeliter in dieses Land geführt, Er hatte dabei, wie bei jedem Ding, zweifellos Großes vor, Er tat kein Ding, das nicht Großes nach sich zog, und es galt, Ihm dabei getreulich zur Hand zu gehen mit allen empfangenen Geisteskräften, statt etwa durch träge Unbestrebtheit Seine Absichten lahmzulegen. Gott hatte ihm Träume gesandt, die der Träumer hätte für sich behalten sollen: den von den Garben, den von den Sternen; und solche Träume waren nicht sowohl eine Verheißung als eine Weisung. Sie sollten sich so oder so erfüllen – auf welche Weise, das wußte nur Gott, aber die Entrückung in dieses Land war der Anfang davon. Von selbst indessen würden sie es nicht tun, – man mußte nachhelfen. Der stillen Vermutung oder Überzeugung gemäß zu leben, daß Gott es einzigartig mit einem vorhat, ist keine niedrige Bestrebtheit, und nicht Ehrgeiz ist das gerechte Wort dafür; denn es ist Ehrgeiz für Gott, und der verdient frömmeren Namen.

Kaum acht also hatte Joseph auf den Lauf seiner zweiten Verhandlung und kümmerte sich fast nicht darum, welchen Preis er erzielte, – so sehr war er beschäftigt, seine Eindrücke zu verarbeiten und sich im Geiste zum Herrn der Umstände zu machen. Der lange Chamat mit den Rohren hinter dem Ohr, die er erstaunlich balanzierte, denn sie saßen wie angeleimt und kein einziges fiel herunter, so sehr er zappelte beim Feilschen, – ritt zähe herum auf seiner Unterscheidung zwischen „Brauchen“ und „Allenfalls brauchen können“, um damit den Preis zu drücken, während der Alte dagegen sein altes und starkes Beweismittel ins Feld führte: der Wert des Gegengeschenktes müsse ausreichen, ihn leben zu lassen, damit er auch

ferner dem Hause dienen könne; und als so grundlegend wußte er diese Notwendigkeit hinzustellen, daß der Schreiber, zu seinem Nachteil, gar nicht auf den Gedanken kam, sie zu bestreiten. Unterstützt wurde der eine durch Dûdu, den Kleiderkämmerer, der sowohl das „Brauchen“ wie das „Brauchen können“ in Abrede stellte, und zwar für alle drei Waren: die Zwiebeln, den Wein und den Sklaven; der andere durch Schepses-Bes, der zirpend seinen Zwergenscharfblick geltend machte und den Osarsiph unbeding und ohne geiziges Gefackel zum erstgeforderten Preis erstanden wissen wollte. Und erst spät und nur ganz vorübergehend mischte auch der Umstrittene selbst sich ein, indem er urteilte, einhundertfünfzig Deben seien zu wenig für ihn, und auf einhundertsechzig wenigstens möge man sich doch einigen. Er tat es aus Ehrgeiz für Gott, — aufgeregt verwiesen freilich vom Schreiber Chamat, der es als völlig unstatthaft hinstellte, daß der Handelsgegenstand sich in die Erörterung seines Preises mische; und so schwieg er denn wieder und ließ es gehen.

Schließlich sah er einen gefleckten jungen Stier auftreten, den Chamat aus dem Stalle hatte heranzuführen lassen; und es war sonderbar, Wert und Schätzbarkeit seiner selbst so außen in Tieresgestalt sich gegenüberzusehen, — sonderbar, wenn auch nicht kränkend hierzulande, wo die meisten Götter sich in Tieren wiedererkannten und die Vereinbarkeit der Einerleiheit und des Nebeneinander so viel gedankliche Pflege genoß.

Übrigens blieb es nicht bei dem jungen Stier: sein Wert war noch nicht einerlei mit demjenigen Josephs, denn über hundertzwanzig Deben weigerte sich der Alte bei Einschätzung des Tieres hinauszugehen, und verschiedene Güter noch: ein Panzer aus Rindshaut, mehrere Ballen Schreibpapier und gemeinen Leinens, ein paar Weinschläuche aus Pantherfell, ein Posten Natron zum Einsalzen von Leichen, ein Gebinde Angelhaken und einige Handbesen mußten noch bei ihm niedergelegt werden, damit die vom Pavian bewachte Waage im heiligen Gleichstande schwebte, und zwar mehr nach Übereinkunft und Augenmaß als rein rechnerisch; denn auf ein zahlenmäßiges Aufgehen des Handels verzichtete man schließlich nach langem Streit um das einzelne und beschied sich beiderseits bei dem Gefühl, nicht allzusehr betrogen zu sein. Ein Kupfergewicht zwischen einhundertfünfzig und -sechzig Deben, das mochte der vorschwebende Tauschwert sein, und dafür ward Rahels Sohn nebst seinen Zutaten dem Petepre zu eigen, einem Großen Ägyptens.

Es war getan. Die Ismaeliter von Midian hatten ihren Lebenszweck erfüllt, sie hatten abgeliefert, was nach Ägypten hinunterzuführen sie aussersehen gewesen, sie mochten weiterziehen und in der Welt verschwinden, — es bedurfte ihrer nicht mehr. Ihr Selbstbewußtsein war übrigens unbeeinträchtigt durch diese Sachlage, sie nahmen sich so wichtig wie eh und je, da sie wieder aufpackten, und kamen sich keineswegs überflüssig vor. Und hatte nicht des guten Alten Wunsch und väterlicher Antrieb, für den Findling zu sorgen und ihn unterzubringen im besten Haus, das er kannte, sein volles Eigengewicht an Würde in der moralischen Welt, mochte, anders gesehen, seine Laune auch nur ein Mittel und Werkzeug und ein Vehikel zu Zielen sein, die er nicht ahnte? Auffallend genug, daß er überhaupt den Joseph weiterverkaufte, als müsse es so sein — mit einem Nutzen, der ihn, wie er sagte, „am Leben ließ“ und sein Händlergewissen leidlich beschwichtigte. Aber um des Nutzens willen tat er es offenbar nicht und hätte, wenn wir recht sehen, den Brunnensohn recht gern behalten, um sich von ihm Gute Nacht sagen und Röstfladen backen zu lassen. Nicht aus Eigennutz handelte er, so sehr er sein Interesse wenigstens kaufmännisch zu wahren bemüht war. Aber was heißt denn auch „Eigennutz“? Es trieb ihn, für Joseph zu sorgen und ihn gut unterzubringen im Leben, und mit der Befriedigung dieses Wunsches diente er gleichfalls und immer noch seinem Eigennutz, woher nun auch dieser überwiegende Wunsch mochte in ihn gelegt sein.

Auch war Joseph ganz der Jüngling, die Freiheitswürde zu achten, die das Notwendige menschlich beseelt; und als der Alte nach geschlossenem Handel zu ihm sprach: „Nun, siehe, Heda, oder Osarsiph, wie du dich nennst, du bist nicht mehr mein, du bist dieses Hauses, und was ich eronnen, das habe ich wahr gemacht“, — da bezeigte er ihm alle Erkenntlichkeit, die ihm zukam, küßte wiederholt den Saum seines Gewandes und nannte ihn seinen Heiland.

„Lebe wohl, mein Sohn“, sagte der Alte, „und halte dich würdig der Wohltat! Übe Klugheit und Zuvorkommenheit gegen jedermann und gebiete deiner Zunge, wenn es sie jücker, sich krittlerisch zu betätigen und sich an mißliebigen Unterscheidungen zu versuchen, wie der zwischen dem Ehrwürdigen und Überständigen, — damit bringt man sich in die Grube! Deinem Munde ist Süßigkeit gegeben und weißt lieblich Gute Nacht zu sagen und anderes mehr, — halte dich daran und erfreue die

Menschen, statt sie in Widerwillen zu stürzen durch Krittlertum, denn es tut nicht gut. Kurz, lebe wohl! Daß du die Fehler vermeiden mögest, mit denen du dein Leben in die Grube gebracht: sträflich Vertrauen und blinde Zumutung, dessentwegen brauche ich dich wohl nicht zu ermahnen, denn in dieser Hinsicht, denke ich, bist du gewitzigt. Ich habe nicht geforscht, wie es sich des Näheren damit verhielt, und nicht versucht, in deine Bewandnisse zu dringen, denn es genügt mir, zu wissen, daß viel Geheimnis sich in der geräuschvollen Welt verbirgt, und meine Erfahrung lehrt mich, das Verschiedenste für möglich zu halten. Wäre es so, wie deine Sitten und Gaben mich manchmal vermuten lassen, daß deine Bewandnisse schön waren und du dich salbtest mit Freudenöl, ehe du eingingest in den Leib des Brunnens, nun, so ist dir ein Förderseil zugeworfen und eine Glücksaussicht gegeben, daß du dich wieder erhebest ins Gemäßere, dadurch, daß ich dich in dies Haus verkaufte. Lebe wohl, zum drittenmal! Denn zweimal sagte ichs schon, und was man dreimal sagt, ist kräftig. Alt bin ich und weiß nicht, ob ich dich wiedersehe. Dein Gott Adōn, welcher, soviel ich weiß, der untergehenden Sonne gleichkommt, behüte und bewahre deine Schritte, daß sie nicht straucheln. Und sei gesegnet!“

Joseph kniete zu Boden hin vor diesem Vater und küßte noch einmal den Saum seines Kleides, indes der Alte die Hand auf sein Haupt legte. Auch von Mibsam, dem Eidam, verabschiedete der Verkaufte sich dann und dankte ihm, daß er ihn aus der Grube gefördert; ferner von Ephraim, dem Neffen, und von Kedar und Kedma, den Söhnen des Alten, wie auch, in lässigeren Formen, von Baalmahar, dem Packknechte, und Jupa, dem wulstlippigen Knaben, der Josephs tierischen Gegenwert, den jungen Stier, am Stricke hielt. Und dann zogen die Ismaeliter davon über den Hof und durch den hallenden Torweg hinweg, wie sie gekommen waren, nur ohne Joseph, der stand und ihnen nachschaute, nicht ohne Weh und Zagen in der Herzgrube ob dieses Scheidens und all des Neuen und Ungewissen wegen, das ihn erwartete.

Da sie entschwunden waren und er sich umsah, ward er gewahr, daß alle Ägypter ihrer Wege gegangen waren und er sich allein befand oder fast allein; denn wer bei ihm geblieben war, das war nur Se'ench-Wen-nofre-Neteruhotpe-em-per-Amun, Gottlieb, der Spottwesir, der neben ihm stand, seine rote Meerkatze auf der Schulter, und mit knittrigem Lächeln zu ihm emporblickte.

„Was tu ich nun und wohin wende ich mich?“ fragte Joseph.

Der Zwerg antwortete nicht. Er nickte nur zu ihm hinauf und fuhr fort, sich zu freuen. Plötzlich aber wandte er zusammenschreckend den Kopf und wisperte: „Wirf dich aufs Angesicht!“ Zugleich tat er selber nach diesem Geheiß und preßte die Stirn an den Erdboden, ein bäuchlings zusammengekauertes Häufchen, mit dem Tier oben auf; denn dieses hatte die jähe Bewegung geschickt pariert und sich nur von den Schultern des Herrchens zum Rücken bequemt, wo es nun aufgestellten Schwanzes hockte und mit seinen von stehendem Schrecken erweiterten Augen dorthin starrte, wohin zu blicken auch Joseph sich nicht nehmen ließ; denn er folgte wohl Gottliebs Beispiel, hielt aber in der Erniedrigung die Stirne frei zwischen den aus den Ellenbogen erhobenen Händen, um zu sehen, wovor oder vor wem er Andacht bekundete.

Ein Zug ging vom Frauenhause schräg über den Hof gegen das Herrenhaus: fünf Diener in Schurzen und knappen Leinenkappen voran, fünf Dienerinnen mit offenem Haar hinterdrein, aber inmitten über ihnen, auf den nackten Schultern nubischer Knechte schwebend, mit gekreuzten Füßen hingelehnt in den Kissen einer Art von vergoldeter Stuhlbahre, die rachenoffene Tierköpfe schmückten, eine Dame Ägyptens, hochgepflegt, blitzenden Schmuck in den Pudellocken, Gold auf dem Halse, beringt die Finger und Lilienarme, deren einen sie — es war ein sehr weißer und wonniger Arm — zur Seite der Trage lässig herniederhängen ließ —, und Joseph sah unter dem Geschmeidekranz ihres Hauptes ihr persönlich-besonderes, dem Modesiegel zum Trotze ganz einmaliges und vereinzeltes Profil mit den kosmetisch gegen die Schläfen verlängerten Augen, der eingedrückten Nase, den schattigen Gruben der Wangen, dem zugleich schmalen und weichen, zwischen vertieften Winkeln sich schlängelnden Munde.

Das war Mut-em-enet, des Hauses Herrin, die sich zur Mahlzeit begab, Peteprês Ehegemahl, eine verhängnisvolle Person.

AAGE MADELUNG  
*DIE MEERKATZE UND DER RING*

Dem Brückenbauer des Geistes, S. Fischer, meinem  
Verleger und Freund durch ein Menschenalter, gewidmet.

**E**s ist so lange her, daß es erdichtet oder Traum scheinen kann, was einem so in den Sinn kommt, wenn man sitzt und vor sich hinschaut, wie nun die Geschichten über Doktor von Enerot. Er ist nicht mehr, aber im Flußtal, wo er wohnte, ist in großen Zügen alles unverändert.

Weit sieht man vom Hügelhang hin über das Tal und über den Ringsee, bis nach Hör, von wo der Sandstein zum Bau des Domes von Lund gefahren wurde, als Schonen dänisch war, viele tausend Fuhren.

Vor der Brücke mit den bemoosten Grauwackenbögen lag das Doktoranwesen, ein getünchtes Haus, aber mit Dachgeschoß und Turmansatz. Mit schwanken Schatten gespensterte ein Schwarm Tannen auf den weißen Wänden, wenn die Sonnenbrise darüber hinstrich. Nebengebäude begrenzten den Hofplatz am Ende der Allee. Die Äcker reichten bis zum Flusse, wo die Forellen an guten Tagen sich an der Oberfläche empor-schnellten zu den vom Himmel gefallnen Insekten. Sich um die zu kümmern, dazu hatte der Doktor keine Zeit. Ungestört betrieb hier einer seiner Freunde die edle Kunst des Angelns mit der Fliege. Der Doktor ging seiner Beschäftigung nach.

Ein richtiger Doktor war er, und seine Frau eine richtige Doktorfrau, die jeden Nachmittag im feinen Kleid im Salon saß, wenn jemand vorsprach, einer ohne Gliederreißen, Fieber oder andre Übel. Kinder hatten sie nicht, aber der Doktor war trotzdem gleich verliebt oder mehr, wenn ers auch vor andern nicht durch äußres Gehabe verriet, außer ein einziges Mal, wenn man das so auslegen durfte. Manche taten es und hefteten sich nicht an den Umstand, daß er in seinem Beruf mit Autorität auftrat, daheim aber still und fügsam. Viel war er ja freilich nicht daheim, außer einer Stunde jeden Nachmittag, wo die kleinen Leute ihn aufsuchten. Von den Höfen wurde er mit dem Wagen geholt, von den großen so vornehm wie möglich, mit livriertem Kutscher und silberplattiertem Pferdegeschirr, selbst mitten in der Nacht, wenn jemand im Sterben lag oder man annahm, daß es so war, und man deshalb nicht warten konnte, bis es wieder Tag wurde.

Lappalien wegen holte man in den Zeiten nicht den Arzt, wenigstens nicht zu kleinen Leuten. Von denen ging, wer da konnte, zu Fuß, wenn Gicht und Weh zu garstig wurden, oder der Zahn, den der Schmied nicht herauskriegen konnte, wenn er auch den Träger mit seiner feinsten Schmiedezange halb aus dem Stuhle hob. Dann kam man nicht darum herum, obwohl man sich beim Schmied am sichersten fühlte. Es mochte sein, daß der Doktor es oft gratis tat, wenn man ein Wort fallen ließ. Er war ein guter Doktor in jeder Hinsicht, mit einem Herzen vom röttesten Gold; aber des Guten wegen sucht man nicht den Arzt auf.

Geholt mußte er werden, als der lahme Stallknecht sich an einem rostigen Nagel im alten Einspannerzaum erhängt hatte, weil eine von den Mägden, vielleicht alle zusammen, nichts von ihm wissen wollten. Es war nun so, daß er eigentlich nicht hing. Er saß, auf dem Fußboden der Knechtskammer, an die Wand gelehnt, und als man mit der Spitze eines Fingers an den Nagel rührte, zerbrach er, und der Rumpf des Sitzenden gab bloß ein klein wenig nach, weil er wohl schon eine ganze Weile gegessen hatte. Ihn näher nach seinem Befinden zu fragen und dergleichen, getraute sich niemand.

Als nun Dr. von Enerot ein paar Stunden später über die Schwelle der Kammer trat, sagte er gleich, wie noch Jahrzehnte später berichtet wurde: „Das sieht übel aus.“

Und der Stellmacher hatte hinzugesetzt, so wurde gleichfalls berichtet: „Das hab' ich stehenden Fußes gesagt.“

Darauf nahm der Doktor seine Schnupftabaksdose vor, trommelte auf dem Deckel und nahm eine doppelte Prise. Und dann wurden die Papiere geschrieben. Kurz angebunden war der Dr. von Enerot.

In diesem Augenblick kam der Großknecht, Nordström, vorbei. Er litt an Kolik, sobald seine Frau Brot gebacken hatte. Er konnte recht un-päßlich sein; es konnte so schlimm werden, daß er kam und um einen großen Schnaps mit einem Teelöffel Pfeffer drin bat. Obwohl er sich außerdem sein ganzes Leben lang nur im Trabe bewegte und schuftete wie ein Gaul, wurde er doch fast achtzig alt . . . Der kam also in diesem Augenblick vorüber und nahm die Mütze ab:

„Doktor, 's ist wieder der Magen.“

„Was, zum Bären, habt ihr gestern gebacken! Wie oft hab' ich dir gesagt: Rühr das frische Brot nicht an! Mehr noch: Rühr das Sauerteigbrot nicht an!“

„Ja, aber, Doktor, soll denn die Olle jeden Monat nach der Hefe für die Backerei die beiden Meilen rennen! Wo die Hefe so teuer ist! Woher soll das Geld denn kommen, Doktor?“

„Das darfst du wohl fragen, aber am liebsten nicht mich! Hefe? Das Geld? Das darfst du wohl fragen! Jedoch, ich kann dir wieder nur antworten: Trink einen großen Fusel oder zwei, nicht den „destillierten“ oder so ein Zeugs, nein, einen guten unverfälschten Fusel, dann bist du wieder ein Kerl!“

Damals bekam man ja beinah Geld dazu, wenn man eine Kanne Fusel kaufte.

Der Doktor trompetete in sein großes gewürfeltes Taschentuch, das von verschiedenen ausgeschnaubten Prisen gezeichnet war.

Er schnupfte. Das behaupteten die Damen, wenn ers auch bei feineren Krankenbesuchen in der Stube unterließ. Ja, da war einmal eine junge neuverheiratete Frau, deren Lungen und Herz der Doktor abgehört hatte, die sagte: „Stellen Sie sich vor, es war Schnupftabak auf meinem Hemd!“

Dr. von Enerot war ein richtiger Doktor: Hörrohr? Hatte er ein Hörrohr? Gewiß nicht einmal ein Thermometer! Nein, er war ein Doktor, der Vertrauen genoß, fast ebenso großes wie der kluge Mann in Åsum. Er baute keine Maschinerie ein zwischen sich und den Patienten, all diese Röhren, Meßapparate, Aufzüge, Kukuxklanmasken und andres aus einer Folterkammer, das einen Abgrund aufgetan hat zwischen dem Arzt und dem Kranken, unüberschreitbarer für jedes neue Remedium. Nein, Dr. von Enerot legte das Ohr an, die Hand und, was am wundertätigsten war, das Herz.

Selbst wenn das Lebensalter seiner Patienten etwas kürzer gewesen sein sollte, was nicht der Fall war – denn die, die sterben sollten, starben sofort, und die andern waren gewiß sozusagen unsterblich –, was bedeutete das dann, wenn man fortging im Vertrauen darauf, daß man nicht sterben werde! Nein, was bedeutete das wohl für den in Vertrauen Fortgegangenen, wenn sein Alter in der Grabschrift mit einem knapperen oder reichlicheren Jahrmaß angegeben war.

Dr. von Enerot konnte gut etwas aufschreiben, doch das war meistens unschädliche und billige Arznei, obwohl er mit dem Apotheker herzlich verkehrte. Aber oft sagte er: „Iß jeden Tag einen Bissen geräucher-ten fetten Speck. Das schmiert den Darm!“ – „Leg Haferbrei auf

den Ausschlag!“ — „Bade den Jungen im Mergelgraben, dann ist es aus mit der Skrofulose!“ — „Den Finger schneid’ ich meiner Seel’ ab!“ — „Halt das Fenster offen bei dem Husten und iß, soweit es reicht!“ — „Lieg bloß still im Bett, und du bist obenauf, bevor du’s weißt!“ . . .

Eigen war er, gebrauchte sonderbare Redewendungen, auch zu Hause, wer sollte es glauben, obwohl seine Stimme bei solchen Gelegenheiten sehr weich klang, soweit das Stubenmädchen erzählte. Gewiß, sie hatte ihn im Zimmer nebenan mehr als einmal sagen hören: „Meerkatze, mein Meerkätzchen!“ Und da war kein andres lebendes Wesen im Zimmer als die Doktorin: in die Erde wollte sie versinken, wenn es nicht wahr sei. Mochte das nun sein, wie es wollte, aber es ging in dieser Form von Mund zu Mund.

Da kam eines Tages in der Besuchsstunde ein kleiner, einfältiger Kätner droben vom Wald bei Fulltofta zum Doktor herein:

„Was fehlt dir?“

„Jo . . . jo—e . . .“ Der kleine Kätner lachte lautlos in seinen Hut hinab, den er mit beiden Händen vor sich hin hielt.

„Na, heraus mit der Sprache! Hast du Reißen, Bauchgrimmen, Stiche in der Brust oder Bandwurm, was!?“

„Nein, Kreuz! Nein! Nein!“

„Was, zum Bären, ist denn los?“

„Jo, jo! Könnt’ ich wohl mal des Doktors Meerkatz’ sehen?“ entfuhr es dem kleinen Kätner.

„Meine Meerkatz’!?“

„Ja—e, das wäre spaßig, so eine zu sehen, bloß ein einziges Mal bei Lebzeiten.“

Dr. von Enerot starrte den Kätner einen Augenblick verblüfft an, wurde später berichtet, bevor er zu lachen anfang, wonach nun der kleine Mann ihn verblüfft anstarrte.

„Meine Meerkatz’! Oh, olympische Götter, nun hab’ ich das auch noch gehört! Das überlebe ich nicht! Du willst meine Meerkatz’ sehen!?“

„Ja, schönen, schönen Dank, Herr Doktor, wenn ich Ihnen nicht damit lästig falle.“

Der Doktor nahm wieder seine übliche wohlwollendwürdige Haltung ein:

„Du darfst. Aber das sage ich dir, es ist das erste und letzte Mal! Komm, diesen Weg!“

Er nahm den kleinen Kätner am Arm, führte ihn zu einer Tür des Empfangszimmers und schlug sie auf. Da drinnen im Salon auf einer Erhöhung am Fenster saß im feinen Kleid die Doktorin und las in einem Buch mit Goldschnitt.

„Da siehst du meine Meerkatze“, sagte der Doktor mit einer Verneigung zu seiner Frau. „Nun geh und sag dann nicht, daß ich dich ohne Heilung abgefertigt hätte.“ Aber er sprach zur Rückseite des kleinen Manns, weil dieser schon kehrtgemacht hatte und, so schnell er konnte, davonlief, durch das Empfangszimmer, über den Hof und durch die Allee.

Diese Begebenheit war es, die von den Leuten als Beweis für ein gutes Verhältnis zwischen dem Doktor und seiner Frau ausgelegt wurde. Denn wäre sie ein richtiges reißendes Ungeheuer gewesen, so hätte er sich wohl gehütet, sie als seine Meerkatze vorzuweisen, wenn auch nur dieses eine erste und letzte Mal . . .

Die Jahre schwanden, viele Jahre.

Ja, bevor man drum weiß, ist das Leben vorbei.

Just wie der Doktor eines Tages zu Hause gemütlich in seinem Stuhl saß, fühlte er, wie sich in seinem Kopfe etwas straffte, und er verlor die Herrschaft über fast sein ganzes Ich, mit Ausnahme der Augen und der Gedanken, die man in so einem Falle haben kann.

Die Doktorin saß neben ihm und hielt seine Hand umfaßt. Die war nicht ganz wie sonst, aber die Frau war so bewegt, daß sie den Unterschied nicht erfaßte. Und sie konnte nicht verstehen, was der Kranke mit seinen Augen sagen wollte, soweit er etwas mit ihnen sagen konnte. Aber es schien ihr, daß sein Blick zuerst ihre Augen suchte und darauf die Hand, die sie in der ihren hielt. Viele Male glaubte sie das gleiche zu fühlen. Mehrmals sah sie auf die Hand des Kranken, bis sie den Ringfinger umfaßte und den glatten goldenen Ring, der das Zeichen ihrer Zusammengehörigkeit war. Und im selben Augenblick verstand sie, daß es der Ring war, an den er dachte. Sacht drehte sie ihn, aber er saß fester als sonst. Sie kannte ja so gut seine Hand, wie oft hatte sie doch über sie gestrichen und sie in der ihren gehalten. O ja, jetzt verstand sie es: seine Hand war schwerer geworden, die Finger dicker. Der Ring! Der Ring! Der konnte ihn drücken! Langsam fuhr sie fort, an dem Ringe zu drehen,

bis er abglitt und in ihrer Hand liegenblieb. Und nun ruhte der Blick des Kranken ruhig in dem ihren und suchte nichts andres, bis das Bewußtsein darin erlosch.

Das war das letzte, was über Dr. von Enerot bei seinen Lebzeiten berichtet wurde. Vielleicht lebte er weiter in der, die er liebte. Sie trug seinen Ring unter ihrem schwarzen Gewande, bis auch sie in der Geschlechter Spur dahinging, eingekleidet in die Gestalt, die keiner irdischen Heilkraft bedarf.

## RICHARD BEER-HOFMANN

### AUS „KÖNIG DAVID“

Dieses Lied „Vom guten Hirten“ (eine freie Bearbeitung des dreiundzwanzigsten Psalms) — dem Andenken S. Fischers.

#### Beginn der ersten Szene

*Über die Breite des ganzen Raumes ein steiler Wiesenhang. Links, aus der Tiefe aufsteigend, aus mächtigen Quadern gefügt, ein Turm im Bau, von Brettern und Balken umrüstet. Rechts schrägt den Hang die Bruchsteinmauer eines Weinbergs. Auf der Höhe des Hanges fügt sich in die Mauer eine Hütte, in der der alte Weinbergwächter lang hingestreckt ruht.*

*Morgendämmern. Herdenglocken aus der Tiefe. Hinter den brauenden Nebeln der Wiese wird der junge Hirte sichtbar. Während er, gefolgt von einer kleinen Lämmerherde, den gewundenen Wiesenpfad zum Kamm der Höhe hinaufsteigt, klingt hell und froh sein Gesang.*

DER JUNGE HIRTE: Der HERR ist mein Hirte,  
Und nichts wird mir mangeln!  
Auf grünender Aue  
Läßt sanft er mich lagern,  
Er tränkt mich an klarem  
Still rieselndem Quell!

Er labt meine Seele:  
Zu Pfaden des Rechten  
Lenkt ER meine Schritte,  
Um Seiner selbst willen  
Weist ER mir den Weg!

Vorm Angesicht derer,  
 Die – Herr – mich bedrängen,  
 Hast Du meinen Tisch mir  
 Gerüstet, mit Öl mir  
 Gesalbet das Haupt, und  
 Mein Becher – wie köstlich!  
 Von Wein fließt er über –

*Jauchzend:* Der HERR schenkt mir ein!

Und müßt ich auch wandern  
 Im finsternen Tale  
 Der Schatten des Todes –  
 Du – HERR! – bist mir Stütze,  
 Du – HERR! – mir zur Seite –

*Jubelnd:* Der HERR ist mein Hirte –  
 Es ist mir nicht bang!

*Er ist auf dem Kamm der Höhe angelangt.*

DER ALTE WÄCHTER, *über die Mauer sich neigend:*

Ein frommes Lied! – Ein stolzes Lied!

DER JUNGE HIRTE *bleibt stehen, nickt, leicht hin:*

Ein Wanderlied – es geht sich gut danach!

DER ALTE WÄCHTER:

Weißt du auch, wer's zu allererst sang?

DER JUNGE HIRTE:

Nein!

DER ALTE WÄCHTER:

Der König sang's, da er – ein Knabe noch –

Die Herden seines Vaters Jischai in

Beth-Lechem weidete!

-----

MORITZ HEIMANN

ÜBER TOD UND STERBEN (1912)

**W**ir wissen vom Tode nichts, vom Sterben wenig; denn solange der Mensch stirbt, lebt er noch. Ist den Dichtern und Weisen zu trauen, die uns mit Bild und Angesicht des Todes ans Herz greifen? Ich glaube nicht. Sie wollen alle uns damit zum Leben verführen, aber zum

Leben, wie sie es verstehen und zur Pflicht machen. Kein neuerer Dichter, auch kein älterer vielleicht, hat den Tod so als Grundbaß der Lebensmusik begriffen wie Tolstoj. Aber wenn sein Iwan Ilitsch, im Augenblick, als die Umstehenden seinen Tod feststellen und jemand über ihm sagt: das Ende! – wenn Iwan Ilitsch auch dieses Wort noch hört und in seiner Seele wiederholt und sagt: das Ende des Todes! der Tod ist nicht mehr, – wenn er „hinunterfällt und das Licht sieht,“ so mischt sich in die Ergriffenheit etwas wie Empörung: Woher weißt du das, Mann? es geht um das ernsteste Ding; wenn du jetzt poetisierst, so bist du verdammt; wenn du uns aus unserer in deine Frömmigkeit schrecken willst, bist du abgesetzt aus deinem hohen Amt . . .

Wir wissen vom Sterben zu wenig, als daß es uns über den Tod belehrte; und wissen vom Tode nichts, es sei denn, daß das Leben ihn uns enthüllt. Ehemals war es Materialismus, an kein Leben nach dem Tode zu glauben; heute aber ist es Materialismus, an das Leben nach dem Tode zu glauben. Wir werden nicht unsterblich sein, wir sind es.

Vielleicht hat mancher, der an einem Totenbette wachte, vergeblich nach einem Zeichen ausgeschaut; vielleicht bellten plötzlich die Hunde in der Nacht; doch in dieser Nacht starb der nicht, der in den Kissen lag; aber in den letzten Augenblicken seines geliebten Menschen fühlte er vielleicht, der Überlebende, nun für immer Gezeichnete, des letzten Glückes am letzten Tag Gewärtige, einen unermeßlichen, strömenden Jubel in sich. Und ist vielleicht das der Tod?

## HANS CAROSSA

### ERMÜTIGUNG

*Frau Hedwig Fischer herzlich zugeeignet*

**J**a, wir sind Widerhall ewigen Halls.  
 Was man das Nichts nennt, ist Wurzel des Alls.  
 Aber das wollen wir mutig vergessen!  
 Wollen die Kreise des Da-Seins durchmessen!  
 Was hier nicht gebunden wird, ist nirgends gebannt.  
 Wie weit eine Liebe sich spannt  
 in die Zeit, in die Tat, in das Glück ihrer Erde,  
 so tief wird sie zeugen im ewigen Werde.



Zentralbibliothek Zürich



ZM03412955

